

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande; oder Sammlung aller Reisebeschreibungen, welche bis itzo in verschiedenen Sprachen von allen Völkern herausgegeben worden, und einen vollständigen ...

Worinnen der wirkliche Zustand aller Nationen vorgestellt, und das Merkwürdigste, Nützlichste und Wahrhaftigste in Europa, Asia, Africa und America ... enthalten ist : Mit nöthigen Landkarten ... und mancherley Abbildungen der Städte, Küsten, Aussichten, Thiere, Gewächse, Kleidungen ... versehen / ...

Prévost D'Exiles, Antoine François Prévost D'Exiles, Antoine François

Leipzig, 1756

Viertes Buch.

urn:nbn:de:gbv:45:1-14392

Der
allgemeinen Geschichte
und Beschreibung
von Neu-Frankreich;

Viertes Buch.

1609 - 1615.

Zustand' von
Quebec im
Jahre 1610.

Champlain
bekriegt die
Wilden.

Nachdem Quebec angeleget war, und die Frau von Guereville mit dem Herrn de Monts gemeinschaftliche Sache machen wollte: so brachte dieser noch einmal eine eigene Gesellschaft zusammen. Die Herren Champlain und Pontgrave verbanden sich fester, als jemals mit ihm, und giengen im Jahre 1610 zu Schiffe. Der letztere, um den Pelzhandel zu Tadussac zu treiben, jener hingegen, um seine Pflanzstadt Quebec zu besuchen, und ihre Aufnahme zu befördern.

Er fand hier alles in einem bessern Zustande, als er vernünftiger Weise vermuthen konnte. Die Rocken- und Weizenerndte von der jährigen Saat war vortreflich ausgefallen. Zwar hatte er auch Weinstöcke gepflanzt: sie wurden aber in seiner Abwesenheit von seinen Leuten wieder ausgerissen; gleichwie es denn in der That nicht das geringste Ansehen zu ihrem Fortkommen hatte. Ueberdieses war jedermann gesund und aufgeräumt. Die benachbarten Wilden waren die Algonquinen ^{a)}, weiter unten, gegen Tadussac, wohnten die Montagnezen. Das Bündniß mit beyden fiel den Franzosen um so viel leichter zu schließen, weil sie ihnen im geringsten nicht zur Last, sondern vielmehr, wenn sie in Noth stacken, zur Hülfe gereicheten. Denn es gieng ihnen zuweilen höchst elend, absonderlich wenn die Jagd schlecht abließ, gleichwie zum östern geschah.

Doch der größte Vortheil, den diese Leute von den Franzosen verhoffeten, war ihr Beystand gegen die Iroquesen. Schon im Frühlinge des 1609 Jahres ließ sich Champlain von einer zum Feldzuge fertigen Partey Huronen, Algonquinen und Montagnezen bereden, eines mit ihnen zu wagen. Denn er verhoffete, mit Hülfe dreier damals noch ziemlich zahlreichen Nationen, die ihr eigenes Bestes auf das genaueste mit den Franzosen verband, alle übrige, die seine Anschläge hindern wollten, allmählig zu bezwingen. Es fehlte auch diesem Entwurfe in so fern nicht an Wahrscheinlichkeit: allein, Herr Champlain dachte nicht daran, daß es den Iroquesen, welche ganz allein allen auf hundert Meilen um sie wohnenden Wilden schon seit langer Zeit die Wage gehalten hatten, an dem

Bey-

^{a)} Ehemals sagete man Algumekinen.



Bestände gewisser über die Franzosen eifersüchtigen Nachbarn nimmermehr fehlen werde, und zum Unglücke wurden diese Nachbarn sehr bald weit mächtiger in America, als wir.

1609-15.

In der That landete eben in diesem Jahre, Heinrich Hudson, ein geborner Engländer, der auf Befehl der holländischen ostindischen Gesellschaft einen Weg nach China über Nordamerica suchen sollte, nachdem sein Vorhaben misslungen war, am Cap Codd, strich hernach beständig gegen Süden an der Küste her, und entdeckte auf vierzig Grad Nordbreite eine große Bay, darinnen er einließ. Hier fand er einen Fluß, besuhr ihn sechzig Meilen weit aufwärts, und benennete ihn nach den Landeseinwohnern Manhatte.

Die Holländer lassen sich in Neu- Belgien nieder.

Gleich im folgenden Jahre schicketen einige amsterdamer Kaufleute Schiffe nach diesem Fluße, um Pelzwerk da einzutauschen. Im Jahre 1615 wurde auf eben der Stelle, wo vorist die Stadt Manhatte steht, eine Schanze aufgeworfen; und die ganze Landschaft bekam den Namen Neobelgien. Mit der Zeit erbaueten die Holländer auch die Dranienchanze weiter gegen Norden. Der Verfasser des engländischen America, Richard Blome, giebt vor, Hudson habe das Land ohne Vorwissen seines Herrn, des Königes von England, an die Holländer verkauft; es habe sie aber Samuel Argall zur Zeit seiner virginischen Statthaltertschaft heraus gejaget, und König Jacob der I ihnen bloß vergönnet, auf ihren Reisen nach Brasilien Wasser da einzunehmen; seitdem sey kein Wohnplatz mehr da gewesen. Aber zu geschweigen, daß es dieser Erzählung an Wahrscheinlichkeit fehlet, so widerspricht der Verfasser sich selbst. Denn er saget unmittelbar darauf, es hätten die Bevollmächtigten des König Karls des II, die Stadt Manhatte, von den Holländern Neu-Amsterdam genannt, in Besitz genommen, und dreyzehn Jahre hernach habe sie der Ritter Robert Car aus der Stadt und dem Schlosse Dranien, welches nachgehends Albany genennet wurde, verjaget.

Nebstdem ist es auch sonst bekannt, nicht nur, daß die Holländer damals noch, wo nicht das ganze Land, doch wenigstens ein ziemliches Stück davon besaßen, sondern auch, daß der Name Neobelgien, bis auf Karln den II dauerte, und daß die Schweden ihre Nachbarn auf der Westseite waren, indem das von ihnen also genannte Neu-Schweden, vorist Neu-Yersey heißt. Unter Karl dem II mußten die Holländer, nach mancherley ausgestandener Beunruhigung, ihr Neu-Belgien gegen Surinam vertauschen; wiewohl es jedweder Person freigestellet blieb, ob sie da bleiben, oder wegziehen wollte, und die meisten das erstere beliebten. Karl schenkte das Eigenthum davon seinem Bruder, dem Herzoge von York und nachmaligem Thronfolger, worauf der Name Neobelgien in Neu-York verwandelt wurde. Dranien hieß nunmehr Albany. Weil aber viele holländische Haushaltungen daselbst verblieben: so gebraucheten sie die alte Benennung immerfort; und die Franzosen in Canada nennen den Ort gleichfalls nicht anders. Oberhalb besagter Stadt liegt eine Schanze mit einem Flecken, an der iroquesischen Gränze. Weil sie nun den Namen Corlar führet: so pflegen nur erwähnte Wilde den Statthalter von Neu-York nur Corlar zu nennen.

Zum Beschlusse dieser Ausschweifung, deren Nothwendigkeit aus der Folge dieser Geschichte erhellen wird, muß ich noch erwähnen, daß die Holländer, so lange sie diese Landschaft, welche eine der fruchtbarsten in ganz Nordamerica ist, besaßen, uns nie öffentlich beleidigten, gleichwie die Engländer nachgehends bey aller Gelegenheit thaten. Allein, als Herr Champlain, seinen Bundesgenossen zum Besten, zur Unzeit Handel mit den Iroquesen anfang: so verkauften sie diesen letztern Schießgewehr und Pulver. Dadurch se-



1609. 13.

seten sie diese Wilden in den Stand, uns großen Schaden zu thun, und nöthigten uns, die andern Wilden gleichfalls mit Feuergewehre zu versorgen, ungeachtet ihnen nach den Regeln einer gesunden Staatskunst der Gebrauch desselbigen hätte gänzlich unbekannt bleiben sollen. Unterdessen muß man doch gestehen, daß die Absicht des Herrn Champlains gut war. Er gedachte, bloß die Troquesen zu demüthigen, unter allen canadischen Völkerschaften Friede zu stiften, und sie in ein Bündniß mit uns zu ziehen. Lief nun die Sache ganz anders ab, als er verhoffete: so liegt die Schuld bloß an solchen Zufällen, die niemand vorher sehen konnte, keinesweges an ihm.

Erster Zug des Herrn Champlains gegen die Troquesen.

Doch dem sey wie ihm wolle, er gieng mit seinen Bundesgenossen zu Schiffe, lief hernach aus diesem Flusse in einen andern, welcher vorist Sorel heißt, sonst aber lange Zeit der Troquesenfluß hieß, weil diese Wilden, wenn sie in unsere Pflanzländer streifen wollten, gemeinlich diesen Fluß herab kamen. Als er diesen funfzehn Meilen weit aufwärts geschiffet war: so kam er an einen Wasserfall *b*), darüber man die Schaluppen unmöglich bringen konnte. Doch es schreckete ihn weder diese Schwierigkeit ab, noch das betrügerische Vorgeben der Wilden, als welche ihn versichert hatten, der Weg zu den Troquesen sey völlig frey. Er schickete seine Schaluppe nach Quebec zurück, und blieb nebst noch zween Franzosen, die ihn nicht verlassen wollten, bey seinen Bundesgenossen.

Schlechte Vorsichtigkeit der Wilden.

So bald man über den Fall weg war, rückete man mit größerer Vorsichtigkeit, als bisher, fort. Man machte bey guter Zeit Halte, und verwahrete sich auf der Landseite mit einem guten Verhacker; indem die Wilden auf der Wasserseite sich nie verschanzten, weil man sie da nie angreift. Nur bringt man die Rähne in guter Ordnung ans Ufer des Flusses, oder Sees; und es müßte der Ueberfall ungemein schnell geschehen, wenn man nicht, ehe die Verschanzung überstiegen wird, in die Rähne springen, und davon fahren könnte. So bald man sich gelagert hat, schicket man eine Partey auf Kundtschaft aus. Es hat aber dieses erkundschaffen wenig auf sich. Die Partey waget sich nie sonderlich weit; und sobald sie meldet, es sey kein Feind zu spüren, machet sich niemand einigen Kummer. Jedermann im ganzen Lager schläft nach Belieben, ja man besetzt nicht einmal den Eingang mit einer Schildwache. Freylich empfinden sie die Folgen dieser dummen Anstalten alle Tage; dem ungeachtet bleiben sie doch dabey. Die einzigen Troquesen haben jederzeit bey ihren Kriegen eine größere Vorsichtigkeit gebraucht; eben dieses ist auch ohne Zweifel eine von den Ursachen ihrer beständigen Ueberlegenheit. Denn übrigens waren ihre Feinde nicht nur eben so tapfer, sondern auch an Menge weit stärker, als sie.

Betrügerey der Zauberer.

Stellte Champlain seinen Bundesgenossen ihre Unbesonnenheit und die Gefahr, da ein sie sich stürzten, vor: so bekam er zur Antwort, wer den ganzen Tag arbeite, der müsse bey der Nacht ruhen. Doch, so bald man den Feind in der Nähe vermuthete, brachte er es so weit, daß die Partengänger ihre Schuldigkeit besser thaten, imgleichen daß man nur bey Nacht fortrückete, und bey Tage kein Feuer anzündete. Die Hauptursache der Sorglosigkeit bey den Wilden rührte von dem großen Vertrauen auf ihre Zauberer her, welche Champlain Pilotois und Ostemois nennet. So bald man ausgestiegen war, und sich gelagert hatte, erbauete sich der unter dem Heere befindliche ein Hüttchen von Pfählen, und deckete die Haut, damit er selbst bekleidet war, darüber. Nachgehends trat er ganz nackend hinein, und alle Kriegesleute stellten sich in einen Kreis herum. Darauf sprach er etliche Worte, die zwar niemand verstund, sie sollten aber eine Anrufung

b) Man nennet ihn vorist den Chamblay-Fall.



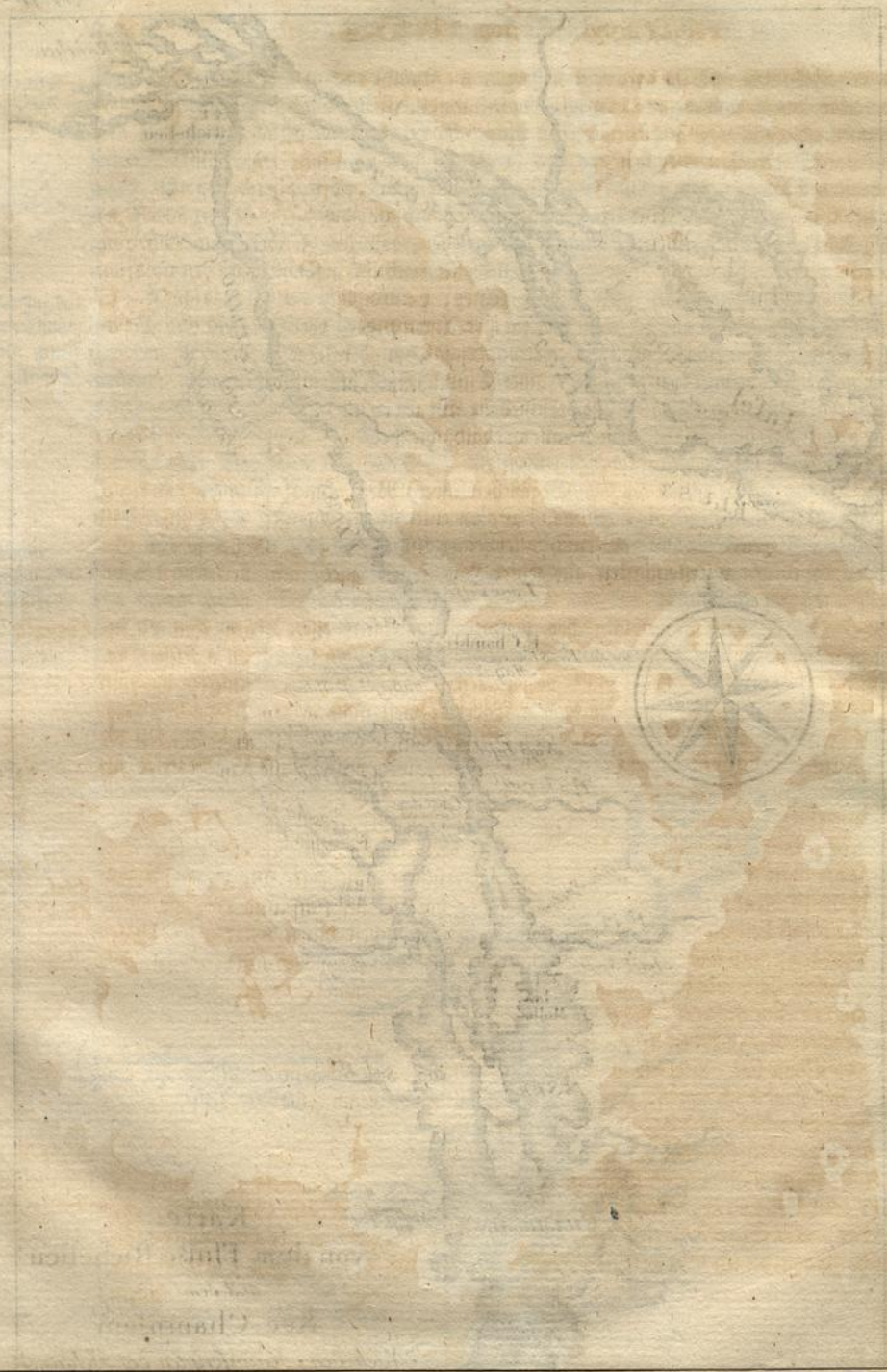




Karte
 von dem Flusse Richelieu
 und dem
 See Champlain

Nach den Manuscripten des Schatzers
 von Karten Grundrißen und Tage-
 büchern der Marine entworfen
 Von N.B. Ing. de la Marine
 1744.

Maaßstab.
 Gemeine Französische See-meilen
 1 2 3 4 5 6 7



des Kriegesgottes seyn. Bald darauf meldete er, die Gottheit sey auf sein Rufen erschienen, und habe ihm dieses oder jenes kund gethan. Endlich stund er auf; denn bisher war er immer auf der Erde liegend geblieben; er brüllete, tobete, schien ganz außer sich zu seyn, und das Wasser rann ihm über den ganzen Leib häufig herab.

Zuweilen wurde die ganze Hütte erschüttert. Die Anwesenden schrieben es der Gegenwart des Geistes zu, und erinnerten den Herrn Champlain, auf dieses vermeinte Wunder fleißig Acht zu geben. Allein, er hatte wohl gesehen, wie der Zauberer an die Pfähle stieß, und lachete also nur darüber. Einstens sollte nach ihrem Vorgeben oben zur Hütte Feuer heraus schlagen. Es erschien aber keines; vermuthlich weil Champlain gar zu genau Achtung gab. Die Sprache, in welcher sie ihre Anrufungen verrichten, hat mit keiner einzigen wilden Sprache die geringste Verwandtschaft, und besteht sie vermuthlich nur aus unformlichen Tönen, die ihnen ihre erhitzte Einbildungskraft auf der Stelle eingiebt. Sie verändern dabey ihre Stimme auf verschiedene Weise; bald brüllen sie mit einer Ochsenstimme, und das in ihrem eigenen Namen, bald zwitschern sie so gezwungen, wie etwa unsere Marionetten, und sodann redet der Geist.

Meistentheils geschieht gerade das Gegentheil ihrer Weissagung. Allein, es fehlet ihnen, um ihr bisheriges Ansehen zu erhalten, nie an einer guten Ausrede. Doch es ist das Schicksal aller Zeiten, daß der Mensch, aller seiner List ungeachtet, sich bey solchen Gelegenheiten, da er am allerfleißigsten auf seiner Hut stehen sollte, am allerleichtesten betrogen läßt.

Das Land, welches Champlain bey diesem Zuge durchreisete, kam ihm allenthalben ungemein schön vor, und ist es auch in der That. Alle Inseln liefen voll Hirse; Rehe und andere dergleichen Thiere, und versorgeten das Heer mit Lebensmitteln bis zum Ueberflusse. Absonderlich wimmelte alles von Bibern, weil man wegen Nähe der Troquesen ihre Jagd nie lange treiben durfte, folglich verschaffete der Krieg diesen Thieren die meiste Sicherheit. An Fischen fehlte es noch weniger, weder im Flusse, noch in einem gewissen großen See, durch welchen er seinen Lauf nimmt, und welchem Herr Champlain seinen Namen, den er auch bis auf den heutigen Tag führet, beylegete. Er ist über zwanzig Meilen lang, in der Mitte zehn bis zwölf breit, und von eyrunder Gestalt.

Befindet man sich in der Mitte des Sees: so erblicket man gegen Mittag und Abend ungemein hohe Gebirge, darunter die am weitesten, das ist auf fünf und zwanzig Meilen entfernete, fast beständig voll Schnee liegen. Die zwischen ihnen befindlichen Thäler sind sehr fruchtbar, und wurden damals alle mit einander von Troquesen bewohnet. Heutiges Tages aber sind nur noch die mittägigen von ihnen bewohnet, und nach eben dieser Gegend war der Zug unserer Kriegesleute gerichtet. Zu Ende des Sees findet man wieder einen Wasserfall, und kömmt hernach in einen andern See, welcher nur vier bis fünf Meilen in die Länge hat, und der Sacramentsee heißt. Die Gegend, dahin die Wilden gedachten, lag zwar noch um ein ziemliches weiter hin: der Feind ersparte ihnen aber die Mühe, so weit zu gehen, und begegnete ihnen, wiewohl zufälliger Weise, im Champlainsee.

Seit einiger Zeit frageten die Oberhäupter der Bundesgenossen den französischen Anführer alle Tage, ob ihm nichts geträumet habe? Er antwortete etlichemal mit Nein! und sie wurden ganz bestürzt darüber. Endlich sagete er, entweder aus Gefälligkeit, oder weil ihm das, was er so oft hörte, in der That im Traume vorkam: es habe ihm geträumet, er sehe Troquesen im See ersaufen, er baue aber auf Träume nicht das geringste.

Allein,

Champlainsee
Sacramentsee.
Beyde Parteyen treffen einander an.



1609 : 13.

Allein, sie dachten an ihrem Orte ganz anders, und hielten nunmehr den Sieg für eine ausgemachte Sache. Einige Tage hernach kam der Feind, den sie in seinem Dorfe zu überumpeln gedachten, um zehn Uhr Abends zum Vorscheine. Die Freude war auf beyden Seiten groß, und wurde durch ein gewaltiges Jauchzen angedeutet.

Die Wilden schlugen sich nie zu Wasser, man überfalle sie denn, oder sie seyn allzuweit vom Lande entfernt. Diesesmal hatte von beyden Fällern kein einziger Statt. Unsere Helden suchten folglich, sobald sie einander erkannten, das Land. Nachgehends verschanzete sich jedwede Parthey, welches bald geschehen war. Nach dieser vorläufigen Anstalt schicketen die Algonquinen jedmanden aus ihrem Mittel an die Iroquesen ab, und ließen vernehmen, ob es ihnen vielleicht gefällig wäre, den Kampf sogleich anzutreten? Allein, diese stellten die Dunkelheit der Nacht vor, da keiner den anderen kenne, und bathen um Geduld bis zu Anbruche des Tages; die Algonquinen fanden die Antwort vernünftig; damit legeten sich beyde Partheyen aufs Ohr und schliefen mit einander um die Wette. Sobald der Tag anbrach, stellte Champlain seine beyden Franzosen nebst einigen Wilden ins Gehölze, um den Feind von der Seite anzugreifen; denn dieser bestand aus zweyhundert lauter verwegenen Kerlen, welche die handvoll Algonquinen und Huronen für ein mäßiges Frühstück ansahen, und nicht einmal daran gedachten, daß sie die Mühe eines so weiten Besuches ausdrücklich über sich genommen hätten.

Sie werden handgemein. Allein, sie betrogen sich. Denn die Bundesgenossen waren eben so stark, als sie, ließen aber nur einen Theil ihrer Kriegesleute sehen. Unterdessen griff man beyderseits nach dem Bogen, und die Bundesgenossen, welche ihren ganzen Trost auf die Kugelbüchsen der Franzosen gründeten, ersuchten den Champlain inständig, er möchte ja recht gewiß auf die feindlichen drey Anführer zielen, die sie ihm auch zeigten. Man kannte sie daran, weil sie den Kopf mit größern Bogesfedern oder Schwänzen besteckt hatten, als die übrigen Kriegesleute; denn es schmücket jedweder sein Haupt mit Federn, wiewohl nach seiner eigenen Weise. Die Algonquinen und Huronen rücketen am ersten aus ihrer Verschanzung heraus, und renneten ungefähr zweyhundert Schritte weit auf die Iroquesen los. Als sie nahe genug bey ihnen waren, theileten sie sich in zween Haufen, und ließen die Mitte für den Herrn Champlain leer, der sich sogleich an die Spitze des Heeres erhob.

Die Iroquesen werden geschlagen. Den Iroquesen kam sein Ansehen und Gewehr gleich anfänglich sehr fremde vor: allein, sie erstauneten gewaltig, als er mit dem ersten Schusse aus seiner Kugelbüchse, die mit vier Posten geladen war, zween ihrer Oberhäupter zu Boden legete, und den dritten gefährlich verwundete. Die Bundesgenossen erhuben über diesen glücklichen Anfang ein großes Jubelgeschrey, und schossen ihre Pfeile ab, die aber keine sonderliche Wirkung thaten. Champlain war noch im Begriffe, wieder zu laden, als seine beyden Franzosen gleichfalls einige Iroquesen nieder büchseten, und damit das ganze feindliche Heer in Unordnung brachten. Alles, was Beine hatte, lief davon. Man verfolgte sie sehr hitzig, machte viele nieder, und nahm einige gefangen. Auf der Bundesgenossen Seite blieb niemand todt. Nur etwa fünfzehn trugen einige Wunden davon, die aber bald wieder heil wurden. Der Feind ließ viel Maizmehl im Stiche, welches den Ueberwindern, weil sie nichts mehr zu essen hatten, vortreflich zu statten kam. Das Essen war wirklich das allererste, was sie vornahmen; so stark war der Hunger. Hernach tanzeten sie ein Paar Stunden auf der Wahlstatt herum, sungen dazu, und zum Beschlusse ergriffen sie den Weg nach Hause. In diesem



diesem Lande zieht der Ueberwinder sich eben sowohl zurück, als der Ueberwundene, ja nicht selten so unordentlich und flüchtig, als wenn ein siegreicher Feind hinter ihm her wäre.

Als unsere Krieger acht Meilen zurückgeleget hatten, hielten sie stille, nahmen unter ihren Gefangenen einen heraus, und warfen ihm erstlich die Grausamkeit vor, damit er ihren Landesleuten, wenn sie ihm in die Hände fielen, begegnet habe, und kündigten ihm hernach an, er solle sich immer auf eine gleichmäßige Begegnung gefasset halten. Sey er ein braver Kerl, so solle er es durch Singen an den Tag legen. Sogleich stimmete er sein Todtlied an, hernach sein Kriegeslied, und so weiter alle Lieder, die er wußte, doch in einem sehr traurigen Tone, saget Herr Champlain, weil er damals noch nicht lange unter den Wilden gewesen war, folglich nicht wußte, daß ihre Musik überhaupt ziemlich betrübt klingt. Die Franzosen entsetzten sich über die Marter, die der elende Mensch ausstehen mußte, und sucheten sie zu verkürzen, aber vergeblich. Doch zuletzt, als die Wilden den Herrn Champlain über ihre schlechte Achtung gegen sein Bitten verdrießlich sahen, stellten sie es ihm frey, ob er dem Kerl den Garaus machen wolle; worauf er ihn ohne Verzug mit einem Schusse niederlegete.

So bald er todt war, schnitten ihm die Wilden den Leib auf, warfen das Eingeweide ins Wasser, hieben den Kopf, die Arme und Beine ab, und warfen sie, ein Stück da, das andere dorthin. Den Kumpf ließen sie liegen, ungeachtet es die Gewohnheit sonst erforderte, wenigstens etwas davon zu fressen. Das Haar behielten sie, gleichwie von den Gebliebenen ebenfalls. Das Herz schnitten sie in kleine Bissen, und stecketen sie ihren Gefangenen, darunter ein leiblicher Bruder des Getödteten war, in den Mund. Er spie es aber sogleich aus.

Weil es die folgende Nacht einen Montagnesen träumete, der Feind verfolge sie: so verwandelte sich der Abzug in eine wirkliche Flucht. Man verweilte sich, so lange bis man in Sicherheit zu seyn vermeynete, an keinem einzigen Orte. Die Algonquinen blieben zu Quebec; die Huronen giengen nach Hause, und die Montagnesen nach Tadussac, dahin Herr Champlain ihnen folgte. Sobald sie ihr Dorf erblicketen, hieben sie lange Stangen ab, banden die bey der Theilung erhaltenen Haarköpfe daran, und trugen sie siegprangend einher. Auf diesen Anblick liefen alle Weiber zusammen, und schwammen an die Canote. Hier wurden sie von ihren Männern mit den Haarköpfen beschenkt, die sie als etwas unschätzbares um den Hals hingen. Herr Champlain bekam auch einen Haarkopf, imgleichen einige iroquesische Bogen und Pfeile, als das einzige, was sie damals Beute zu machen pfegeten, mit Bitte, er möchte dieses alles in ihrem Namen dem Könige von Frankreich überreichen; denn er hatte ihnen von seiner bevorstehenden Reise gesagt.

Weil er zu Tadussac kein Schiff antraf: so mußte er nach Quebec zurück. Pontgrave kam bald nach ihm dahin, und beyde giengen im Herbstmonate des 1609 Jahres nach Frankreich zu Schiffe, nachdem sie die Aufsicht über die Pflanzstadt einem braven Mannes, Namens Peter Chavin, anvertrauet hatten. Champlain wartete dem Könige zu Fontainebleau auf, erstattete von dem gegenwärtigen Zustande Neufrankreichs Bericht, und wurde sehr gnädig empfangen. Damals bekam Canada den Namen Neufrankreich. Es war eben zu der Zeit, als Herr de Montes, um seinen Freiheitsbrief wieder gültig zu machen, sein Außersichste versuchte, absonderlich bey der Frau von Guerchevillle. Ich habe bereits erwähnt, daß er nichts ausrichtete: allein, seine Handlungsgenossen, darunter die Herren

1609 : 13.

Grausamkeit
der Ueberwin-
der.Die Monta-
gnesen kom-
men in ihrem
Dorfe an.Canada wird
Neufrankreich
genennet.

1609/12.

le Gendre und Collier die vornehmsten waren, verließen ihn deswegen dennoch nicht. Weil auch die Pflanzstadt zu Quebec im Namen ihrer Gesellschaft angeleget worden war, diese Gesellschaft aber ihn für ihr Haupt erkannte: so rüstete sie zwey Schiffe aus, und vertrauete sie den Herren Champlain und Pontgrave.

Sie giengen den 7ten des Märzmonates 1610 zu Honfleur unter Segel. Champlain wurde, als er kaum auf der See war, krank, und mußte sich ans Land bringen lassen. Er kam aber bald wieder in Stand, sein Schiff zu führen. Den 8ten des Aprilmonates lichtete er die Anker, und den 26sten kam er nach Tadoussac. Den 28sten reiste er von diesem Orte ab, nachdem er den Montagnesen sagen lassen, er komme zu ihnen, um sein im vorigen Jahre gegebenes Wort zu halten, und noch einen Zug gegen die Troquesen zu wagen. Sie erwarteten ihn in der That; und sobald er zu Quebec war, erschienen sie ebenfalls, an der Zahl sechzig Krieger. Die Algonquinen stunden nicht weniger schon in Bereitschaft. Man rückete mit gesamnter Macht an den Fluß Sorel, woselbst noch andere Wilde dazu stoßen sollten. Champlain folgte ihnen sogleich in einer Barke, fand aber die Anzahl der Krieger nicht so stark, als man ihm versprochen hatte.

Zweyter Zug
des Hn. Cham-
plain gegen
die Troquesen.

Zu gleicher Zeit vernahm er, es sey eine iroquesische Parthey hundert Mann stark in der Nähe, und kein Augenblick zu verabsäumen, wenn er sie überfallen wolle, nur mußte er seine Barke da lassen, und einen Canot besteigen. Er that es. Vier Franzosen begleiteten ihn; die übrigen blieben bey der Barke. Kaum hatte man eine halbe Stunde lang gefahren, so sprangen die Bundesgenossen, ohne zu sagen, was das heißen solle, ans Land, ließen ihre Rähne hinschwimmen, und renneten mit aller Macht durchs Gehölz. Sie kamen dem Champlain bald aus dem Gesichte. Er mußte also, weil er keinen Wegweiser hatte, in der sumpfigen Gegend so gut fortwandern, als er konnte. Es war ihm dabey nicht wenig bange, er möchte sich verirren, und zum Ueberflusse peinigte ihn die Maringoiten und anderes Fliegengeschmeiß unsäglich, indem sie in solcher Menge herum schwärmten, daß sie die Luft verdunkelten. Als er eine Zeitlang auf ein Gerathwohl herum gelaufen war: so erblickete er endlich einen Wilden, der eben diesen Weg nahm. Diesen bath er, sein Geleitsmann zu seyn.

Einen Augenblick hernach kam ein algonquinischer Hauptmann, und ersuchete ihn, zu eilen, weil man mit den Troquesen im Handgemenge begriffen sey. Er that es, und vernahm bald darauf das Geschrey der Kämpfenden. Man hatte die feindliche Verschanzung bestürmet, aber ziemlichen Verlust erlitten; doch machte die Ankunft der Franzosen die Bundesgenossen so muthig, daß sie einen frischen Angriff wageten. Champlain wurde mit einem Pfeile durchs Ohrläppchen in den Hals geschossen: doch gab er so lange Feuer, als sein Kraut und Loth währete. Seine Leute stunden ihm treulich bey, wiewohl einer von ihnen am Arme verwundet wurde.

Weil die Troquesen noch nicht gewohnet waren, gegen Feuergewehr zu stehen: so schossen sie allmählig nicht mehr so heftig, sondern sucheten sich vielmehr vor den Kugelbüchsen zu bergen; zum Unglücke fehlte es den unserigen, weil sie keine so hartnäckige Gegenwehre vermuthet hatten, ziemlich bald am Pulver und Bleye. Champlain schlug vor, einen Sturm auf die Verschanzung zu wagen, und gieng mit seinen vier Franzosen voran; damit wurde, des tapfern Widerstandes ungeachtet, in weniger Zeit ein große Oeffnung in die Schanze gemachet. Gleichwohl kam ein junger Malver, Namens Desprairies, welcher die Barke bewachen sollte, nebst noch einem halben Duzend seiner Cameraden eben



zu rechter Zeit herbey; denn unterdessen da sie Feuer auf den Feind gaben, zogen sich die Stürmenden etwas zurück, und ruheten.

1610 = 15.

Doch die Wilden liefen bald wieder an, und die Franzosen stellten sich zu ihrer Unterstützung auf die Flügel. Endlich blieben die meisten Iroquesen entweder auf dem Plage oder wurden gefangen; einige wurden in den Fluß gesprengt und ertranken. Als die Schlacht völlig zu Ende war, kam noch ein Haufen Franzosen, und linderten ihren Verdruß über den versäumten Antheil am Siege, durch die Plünderung. Sie zogen den gebliebenen Iroquesen, zu großem Aergernisse der Wilden, ihre Bieberbälge vom Leibe. Diese hingegen peinigten ihre Gefangenen, wie gewöhnlich, und fraßen vorläufig einen auf. Denn dieses hielten sie für wohlstandig: aber die Beraubung eines Todten war in ihrer Sittenlehre eine höchstelende niederträchtige That.

Champlain bath sich einen Gefangenen aus, erhielt ihn auch, mit aller Willigkeit. Den Huronen gab er einen Franzosen, der ihre Sprache lernen sollte, mit nach Hause; dagegen mußte er versprechen, einen jungen Huron mit nach Frankreich zu nehmen, damit er sehen könnte, ob auch alle Wunderdinge, die man ihnen davon erzählte, wirklich wahr wären. Er nahm ihn eben dieses Jahr in der That mit, und führte ihn im folgenden wieder zurück, und bis nach Montreal. Hier war er Willens, einen Wohnplatz anzulegen, hatte auch die Stelle dazu schon ausgesucht: es wurde aber nichts daraus, weil der Tod des Königes die Angelegenheiten des Herrn de Monts vollends zu Grunde gerichtet hatte, und er also nach Frankreich gehen mußte.

Ungeachtet de Monts nun nicht weiter im Stande war, etwas zu unternehmen: so ernahnete er doch den Champlain, der ihn nie verlassen hatte, frischen Muth zu fassen, und einen mächtigen Beschützer für die neue Pflanzstadt auszusuchen. Champlain wendete sich hierauf an Carl von Bourbon Grafen zu Soissons, welcher den Vorschlag, der Vater Neufrankreichs zu werden, mit Vergnügen annahm, die hierzu nöthigen Gewaltbriefe bey der Regentinn auswirkete, und den Champlain mit einer Vollmacht ohne Ausnahme zu seinem Statthalter ernennete.

Der Gr. von Soissons besorget die canadischen Angelegenheiten.

1611 = 13.

Ob nun gleich der Graf bald darauf mit Tode abgieng: so blieben doch die Angelegenheiten von America in ihrem Gange, indem der Prinz von Conde ihre Beforgung übernahm, und den Champlain in seiner Statthalterschaft bestätigte. Gewisse Handlungsschwierigkeiten, welche die Maloer Kaufleute erregeten, hielten den Herrn Champlain das ganze 1612 Jahr in Frankreich zurück. Aber den 6ten des Märzmonates 1613 gieng er mit einem kürzlich aus Acadia angekommenen Schiffe, das Pontgrave führte, nach Canada ab, und warf den 7ten des Maymonates bey Quebec Anker. Weil dieser Ort in so gutem Stande war, daß er ihre Gegenwart nicht nöthig hatte: so fuhren sie weiter aufwärts, bis nach Montreal. Pontgrave gieng bald darauf nach Quebec zurück; und Champlain, nachdem er den großen Fluß der Uruais befahren hatte, ebenfalls. Beyde kamen zu Ende des Augustmonates wieder nach S. Malo.

Ihm folget der Prinz von Conde.

1612 = 13.

Hier schloß Champlain einen neuen Gesellschaftsvergleich mit den Handelsleuten nurbesagter Stadt, denen zu Rouen und la Rochelle. Der Prinz von Conde, welcher den Titel eines Unterköniges von Canada führte, hielt ihn genehm, wirkete die königliche Bestätigung aus, und hing sein Siegel daran. Da nun vorist so viele reiche Personen unter Aufsicht des vornehmsten Prinzen von Geblüte Antheil an der neuen Pflanzstadt nahmen, folglich an der zeitlichen Aufnahme derselbigen nicht weiter zu zweifeln war: so

1614. Ankunft der PP. Recolleten zu Quebec.

1615.



1615.

wollte sie Herr Champlain auch mit geistlichem Beystande, daran es bisher gänzlich gefehlet hatte, versorgen. Er verlangete also, und erhielt, vier Barsüßer. Die Gesellschaft schaffete ihnen alles benöthigte mit Vergnügen; und er selbst führte sie nach Tadoussac, wo er den 25ten des Märzmonates anlangete, und sodann nach Quebec.

**Champlaine
dritter Zug
gegen die
Iroquesen.**

Er für seine Person gieng bis nach Montreal, und ließ sich da von den Huronen und ihren Bundesgenossen zum dritten Zuge gegen die Iroquesen bereden. Nun war zwar diese Gefälligkeit unstreitig das sicherste Mittel, nicht nur die Freundschaft der Wilden zu gewinnen, sondern auch ein Land, darinnen man einen für Frankreich nützlichen Handel errichten wollte, kennen zu lernen, auf der andern Seite aber begab er sich durch solche Wagstücke unnöthiger Weise in große Gefahr: nebstdem brachte ihm seine Willfährigkeit gegen alle Grillen der Wilden, nichts weniger bey ihnen zuwege, als die Ehrfurcht, die sein Stand verlangete. Zu geschweigen, daß er etwas besseres thun konnte, als in allen Gehölzen und Seen, wie ein umschweifender Ritter, herum zu schwärmen; und das zwar mit Barbaren, die ihn als ihres gleichen behandelten, ohne daß er dagegen muchzen durfte. Er hätte folglich lieber einige Franzosen auf Erkundigung des Landes ausschicken, für seine Person aber besser auf die Dauerhaftigkeit seiner Anstalten zu Quebec bedacht seyn sollen, gleichwie er denn nachgehends diesen Unterlassungsfehler selbst bereuete.

Ja was noch mehr; weil er eine kurze Reise nach Quebec thun mußte, so versprachen ihm die Wilden zwar, auf seine Wiederkunft zu warten: allein, sie wurden des Harrens bald überdrüssig, und zogen in Gesellschaft einiger zu Montreal verbliebenen Franzosen, nebst dem Barsüßer Pater, Joseph le Caron davon. Nur besagter Mönch vermeynete, er wolle, bey dieser Gelegenheit, sich an die Lebensart seiner künftigen Zuhörer gewöhnen, und ihre Sprache durch die beständige Uebung desto geschwinder erlernen. Ungeachtet auch Herr Champlain, der ihn nach Montreal gebracht hatte, sein Vorhaben nicht billigte, so überwog doch sein Eifer alle andere Gründe.

**Wie man sich
bey den Wil-
den aufführen
muß.**

Hiermit nun wäre Herr Champlain seines Versprechens quitt gewesen, absonderlich weil er aus der Erfahrung wissen konnte, daß man eine schlechte Hochachtung bey den Wilden gewinne, wenn man sich von ihnen ungestraft verachten läßt. Vielmehr muß man, um ihren Stolz zu demüthigen, äußerlich ein verächtliches Wesen gegen sie annehmen. Denn weil sie wahrnehmen, daß die Europäer ihre Handlungen insgemein nach der Vorschrift des Eigennuzes oder anderer noch schändlicheren Neigungen einrichten: so fällt es ihnen selten ein, man könne aus edlen Absichten ihnen etwas übersehen. Nebstdem sind keine Leute in der Welt, die von sich selbst eine bessere Meynung hätten, und alle Gelegenheit zu Verstärkung dieses Wahnes so begierig ergreifen, als eben sie. Demnach besteht alles, was man zu des Herrn Champlains Entschuldigung, daß er den Huronen nachließ, sagen kann, darinnen, er habe den Mönch, welcher sich mit größerem Eifer als Klugheit unter sie gemischt hatte, ihrer Willkühr nicht überlassen wollen.

**Champlain
wird verwun-
det, und muß
weichen.**

Doch dem sey ihm wolle; er gieng mit zweenen Franzosen und zehn Wilden, die er zu Montreal antraf, zu Schiffe, konnte aber alles Eilens ungeachtet, die Huronen nicht eher als in ihrem Dorfe antreffen. Sie rüsteten sich in starker Anzahl zum Kriege und boten ihm die Befehlshaberstelle an. Er übernahm sie desto williger, weil er hier noch zehn Franzosen, welche der Pater Joseph mit genommen hatte, antraf. Man zog also dem Feinde entgegen. Allein, es war ihm schwer beyzukommen. Er hatte nicht nur eine recht gut angegebene Schanze ausgeworfen, sondern auch alle Zugänge mit einem Ver-

Berhacks vermahret, und rings herum Gänge aufgerichtet, von welchen man ohne sich bloß zu geben, herab schießen konnte. Es lief auch wirklich der erste Angriff so schlecht ab, daß man den zweyten unterließ.

Man versuchte, das Berhack in Brand zu stecken, und hoffete, es werde das Feuer die Schanze ergreifen. Allein, die Belagerten waren aus kluger Vorsicht mit genugsamem Wasser versorget. Hierauf bauete man eine Maschine, welche die Gänge überhöhet, und stellte die französischen Büchschützen hinein. Dieser Streich machte den Feind bange, und vielleicht hätte man ihn überwältiget: allein, die Huronen waren ihrer Menge wegen so stolz, daß sie der Befehlshaber nie zu einem ordentlichen Gefechte bringen konnte. Ueber dieses wurde er selbst am Beine und Knie hart verwundet. Damit schritten seine Bundesgenossen vom Uebermuth auf einmal zur Kleinmüthigkeit; kurz, man zog mit Schimpfe und Spotte und großem Verluste wieder ab.

Ungeachtet man verfolgt wurde, so verlohr man doch keinen einzigen Mann. Man trug die Verwundeten und Schwachen in Körben. Die Starken und Kühnsten dienten zur Bedeckung. Dergestalt zog man fünf und zwanzig Meilen weit fort, ohne sich irgendwo zu verweilen. Herr Champlain wurde zwar bald heil: aber als er nach Quebec wollte, konnte er keinen Wegweiser bekommen. Ja es verknüpfeten die Huronen ihre Weigerung noch dazu mit vieler Grobheit. Er mußte folglich den ganzen Winter bey ihnen hibringen. Unterdessen wußte er diese Zeit sehr nützlich anzuwenden. Er besuchte alle Wohnplätze der Huronen, ja auch einige, welche die Algonquinen damals am Nipissingsee hatten. Er vertrat auch einige benachbarte Völker mit den Huronen. Aber, so bald die Flüsse offen waren, und ein neuer Zug gegen die Troquesen vor sich gehen sollte, bestach er ein Paar Wilde, deren Freundschaft er gewonnen hatte, daß sie ihm nebst dem Pater Joseph in einem Nachen heimlich davon halfen. Dergestalt kamen sie den ruten des Heumonates 1616 nach Quebec, wo sie jedermann für todt gehalten hatte. Der Pater hatte zwar die huronischen Dörfer ebenfalls besucht, und nicht nur in seinen Gedanken den Anschlag zu einer Mission bey diesem Volke gemacht, sondern auch großen Fleiß auf Erlernung ihrer Sprache gewendet, dem ungeachtet aber wenig begriffen. Denn die Zeit war zu kurz. Ein Paar Jahre will bey aller angewendeten Mühe noch wenig sagen.

Einen Monat nach ihrer Ankunft zu Quebec giengen sie nebst dem Superior der Mission nach Frankreich ab; und es blieben nur der P. Johann d'Olbeau, und der Bruder Pacificus du Plessys in der Pflanzstadt. Der letztere unterwies die Kinder, nicht nur der Franzosen, sondern auch derjenigen Wilden, welche seit einiger Zeit an den drey Flüssen wohnten; ja er leistete das folgende Jahr der französischen Nation einen noch weit wichtigern Dienst an diesem Orte. Es hatten unsere Bundesgenossen, ich weiß nicht, wegen was für eines geschöpften Widerwillens, die Entschließung gefasset, alle Franzosen zu vertilgen. Doch ist es sehr wahrscheinlich, sie hätten besorget, es möchte Herr Champlain, welcher seit kurzem aus Frankreich zurückgekommen war, die Ermordung zweener von ihnen ermordeten Einwohner der Pflanzstadt nachdrücklich rächen. Das gewisste ist, daß sie, an der Zahl achthundert, bey den drey Flüssen zusammen kamen, und daselbst berathschlageten, wie sie alle Franzosen zu gleicher Zeit niedermeßeln könnten; daß der Bruder Pacificus von einem ihres Mittels gewarnt wurde; daß er viele andere unter ihnen gewann, und allmählig die übrigen alle miteinander dahin brachte, daß sie Vorschläge zu einer vollkommenen Versöhnung thaten, indem er dieselbige bey dem Ve-

1615.

Er muß bey
den Huronen
überwintern.

Ein Recollet
leistet der
Pflanzstadt
einen großen
Dienst.



1617.

fehlshaber auszuwirken versprach. Gleichwohl bestund Herr Champlain auf der Auslieferung der Mörder. Man schickete ihm einen, welcher nicht eben die meiste Schuld hatte, nebst einer Menge Pelzwerk, um die Todren zu verdecken ^{c)}. Mit dieser Gemüthung mußte man zufrieden seyn. Der Vergleich kam zu Stande, und die Wilden gaben zween ihrer Oberhäupter zu Geiseln.

Die Pflanzstadt wird sehr vernachlässigt.

Seitdem that Champlain nichts anders mehr, als daß er, um Beystand zu erhalten, von Quebec nach Frankreich und wieder zurück reisete. Allein, was er erhielt, das war bey weitem nicht also beschaffen, wie er es verlangete. Der Hof bekümmerte sich um Neufrankreich gar nicht, sondern überließ diese Sorge den Handelsleuten. Allein, diese hatten ungemein eingeschränkte Absichten. Wenn nur ihre Gewölber voll Pelzwerk waren, so galt ihnen das übrige alles gleich. Zur Ausnahme der Pflanzstadt trugen sie höchst ungern etwas wenigens bey, und noch dazu niemals zu rechter Zeit. Der Prinz von Conde dachte Wunder was er thue, wenn alles unter seinem Namen geschehe. Hierzu kamen noch die innerlichen Unruhen während der Vormundschaft, dabey er seine Freyheit verlor; die listigen Streiche, dadurch man ihn um die Würde eines Unterköniges zu bringen und die Vollmacht des Marshalls von Themines, welchem er während der Gefangenschaft Canada anvertrauet hatte, zu vernichten suchete; die schlechte Einigkeit unter den Mitgliedern der Gesellschaft, und zum Beschlusse der Handlungsneid. Alles dieses brachte die Pflanzstadt öfter als einmal in Gefahr, gleich im Aufkeimen ersticket zu werden. In der That ist die Standhaftigkeit des Herrn Champlains nicht genug zu bewundern. Er fand bey jedweden Schritte eine neue Hinderniß; er verzehrete sein Vermögen, ohne auf einen wirklichen Vortheil für sich zu gedenken; er hatte ohne Unterlaß bald mit Eigensinne, bald mit Widerspenstigkeit zu kämpfen, und ließ dem ungeachtet von seiner Unternehmung nicht ab.

Montmorency wird Unterkönig in Canada. 1620.

Im Jahre 1620 trat der Prinz von Conde seine Unterkönigsstelle seinem Schwager, dem Marschall von Montmorency, für eilftausend Thaler ab. Dieser bestätigte den Champlain in seiner Statthalterschaft, und übertrug die Beforgung der Pflanzstadtangelegenheiten in Frankreich dem Grand-Audencier, Herrn Dolu, dessen Eifer und Ehrlichkeit er kannte. Da nun bey diesen Umständen Neufrankreich hoffentlich eine andere Gestalt gewinnen mußte; so führte Champlain sein ganzes Haus dahin. Seine Ankunft geschah im May. Zu Tadussac traf er Rocheller an, welche zum Nachtheile der Gesellschaft, und wider des Königes ausdrückliches Verboth, Pelzwerk von den Wilden eintauscheten. Ja sie hatten ihnen, was noch ärger, und bisher immer vermieden worden, Schießgewehr verkauft.

Die Iroquesen wollen die Franzosen vertilgen. 1621.

Das folgende Jahr drangen die Iroquesen bis ins Herz der neuen Pflanzlande. Sie besorgeten, bey zunehmender Menge der Franzosen den Huronen und Algonquinen nicht mehr gewachsen zu seyn. Daher beschloßen sie, diese gefährlichen Nachbarn zu vertilgen, ehe sie recht einnistelten, und brachten, um uns an mehr als einem Orte zu überfallen, drey starke Parteyen auf die Beine. Die erste zog gegen den Ludwigsfall. Allein, weil die Franzosen Nachricht davon hatten, so verbotthen sie ihnen, ihrer geringen Anzahl ungeachtet, mit Hülfe der Bundesgenossen, das Fortrücken. Es blieben viele Iroquesen auf dem Platze; einige wurden gefangen; die übrigen liefen zwar davon, führten aber den P. Poulain, einen Barsüßer, mit sich. Man ließ hierauf einen Gefangenen los, um die Austauschung des Paters gegen ein iroquesisches Oberhaupt vorzuschlagen. Der Kerl kam

c) Das ist, um die Anverwandten schadlos zu halten.



kam noch eben zu rechter Zeit; denn sie waren gleich im Begriffe, ihn zu verbrennen. Allein, so kam die Auswechslung noch glücklich zu Stande.

Die zweyte Partey besetzte dreyßig Canote, kam bis nach Quebec und belagerte das Kloster der ehrwürdigen P. Varsüßer am Carlsflusse, wo eine Schanze stand. Weil sie sich aber den Platz nicht zu erobern getraueten, so überfielen sie die in der Nähe befindlichen Huronen, erhascheten und verbrenneten einige. Nachgehends verwüsteten sie die ganze Gegend um das Kloster, und zogen nach Hause. Die Nachricht, daraus ich dieses genommen habe, meldet nicht, was die dritte Partey vornahm, sondern nur dieses, die Troquesen hätten ihr Vorhaben, alle Franzosen zu vertilgen, genugsam an den Tag gelegt. Herr Champlain hatte bey weitem nicht Macht genug, diese Barbaren abzuhalten. Er war also genöthiget, dem Könige und dem Herzoge von Montmorency vorzustellen, wie notwendig eine schleunige Hülfe falle, und wie wenige Achtung die Gesellschaft gegen sein vielfältiges Anhalten habe, nebst angehängter Bitte, sie zum Erfüllen ihres Versprechens anzuweisen. Hiermit wurde, auf Gutbefinden der vornehmsten Einwohner, der Pater Georg le Baillif, welchen der König besonders gut kannte, an Seine Majestät abgeschicket. Er erhielt alles, was er verlangete. Man hob die Gesellschaft auf, und die Herren Wilhelm und Emerich von Caen, Oheim und Vetter, traten in alle ihre Rechte.

Der Unterkönig berichtete es dem Herrn Champlain, und befahl ihm zugleich, besagte Handelsleute mit obrigkeitlicher Gewalt zu unterstützen. Noch war ein Schreiben vom Könige selbst beygelegt, darinnen Seine Majestät Dero Zufriedenheit über seine Dienste bezeugeten, und sie mit der bisherigen Treue fernerhin fortzusetzen verlangeten. So groß diese Gnade seyn mochte, so verbesserte sie doch des Herrn Champlains übrige Umstände, um welche er sich nie sonderlich bekümmerte, gar wenig; hingegen legete sie ihm ein Ansehen bey, das ihm vorist nöthiger als jemals fiel, absonderlich weil zwischen den beyderseitigen Factoren der alten Gesellschaft, und der Herren von Caen, alle Tage Zwistigkeiten von besorglicher übeln Folge vorfielen. Ungeachtet aller seiner auf die Bevölkerung Quebecs gewendeten Bemühung, waren doch im Jahre 1622, Weiber und Kinder mitgerechnet, nicht mehr als funfzig Personen da. Die Handlung wollte eben so wenig fort. Hingegen gieng der Pelzhandel zu Tadussac noch immer im Schwange; ja man hatte an den drey Flüssen, fünf und zwanzig Meilen oberhalb Quebec, noch einen angeleget.

Wilhelm von Caen kam selbst dahin, vertrug sich auch, ungeachtet er reformirt war, mit jedermann auf das Beste. Er hatte zwar die Aufsicht über seine Geschäfte dem Herrn Pontgrave aufgetragen: allein, die schlechte Gesundheit dieses Mannes nöthigte ihn, im Jahre 1623 zu großem Nachtheile des französischen America, welches ihm nicht wenig zu danken hat, nach Frankreich zu gehen. In eben diesem Jahre erfuhr Herr Champlain, die Huronen gedächten von uns abzusehen, und dagegen ein Bündniß mit den Troquesen zu schließen. Er schickte also den Pater Joseph Caron an sie ab, und seine kürzlich aus Frankreich angelangten Gehülffen, P. Nicolas Viel, und Gabriel Saghart begleiteten ihn. Im folgenden Jahre ließ der Befehlshaber zu Quebec die dasige Schanze von Stein erbauen. Es schien, als ob er des Herumstreifens müde sey, und bloß auf die Regierung seiner Pflanzstadt gedenken wolle. Aber kaum war die Schanze fertig, so gieng er mit seinem ganzen Hause nach Frankreich. Bey seiner Ankunft verkaufte der Marschall Montmorenci seine Unterkönigsstelle an seinen Vetter, Heinrich von Levi, Herzog von Pentadour.

1621.

Die canadische Compagnie wird aufgehoben.

1622.

Zustand von Quebec im J. 1622. 1623 = 25.

Wird besetzt.

Nur



1625.
Der Herzog
von Ventadour
wird
Mittlerkönig.

Es kommen
fünf Jesuiten
nach Canada.

Trauriger
Tod eines Ne-
collecten.

Die Jesuiten
finden große
Widerständig-
keit.

Nur besagter Herr hatte den Hof verlassen, ja so gar den geistlichen Stand ergriffen. Er nahm die Besorgung der neufranzösischen Angelegenheiten nur deswegen über sich, damit er die Beförderung der Heiden befördern könnte, und warf zu diesem Ende die Augen auf die Jesuiten, als welche für seine Seligkeit sorgten. Seine Majestät willigten desto lieber darein, weil die P. P. Barsüßer selbst, dem Herzoge von Ventadour den ersten Vorschlag dazu gethan hatten. Da nun kein Mensch etwas dagegen einzuwenden hatte: so machte sich der P. Carl Lallemant, welcher mit dem Herrn de la Saussaye zu Pentagoet gewesen war, imgleichen der von uns bereits erwähneter P. Enemond Masse und der P. Johann Breboeuf, nebst zween Brüdern im 1625 Jahre zur Reise nach Canada fertig.

Wilhelm von Caen führte sie nebst dem Barsüßer, Joseph Daillon, welcher aus dem berühmten Hause de Lude herstammete, nach Quebec. Nun hatte er zwar dem Herrn von Ventadour versprochen, er wolle die Jesuiten mit allem versorgen. Nichts desto weniger sagete er ihnen gleich bey dem Aussteigen aus dem Schiffe, wenn die P. Barsüßer sie nicht beherbergen wollten, so könnten sie immer wieder nach Hause gehen. Ja sie merketen bald, daß man die Einwohner zu Quebec gegen sie zu verheßen suchete, und ihnen zu diesem Ende die ärgsten Schmähschriften der französischen Reformirten gegen die Gesellschaft, in die Hände lieferte. Doch ihre Gegenwart löschete alle üble Meynungen aus. Die Schmähschriften wurden öffentlich verbrannt, und die neuen Missionarien hatten nicht Ursache, den Barsüßern in ihrem Hause, welches damals eine kleine Viertelmeile von der Stadt am Carlsflusse lag *d*), lange beschwerlich zu fallen.

Die P. P. Daillon und Breboeuf führen wenige Tage nach ihrer Ankunft an die drey Flüsse, und fanden daselbst einige Huronen, die sich erbothen, sie in ihr Land zu führen. Indem nun dieses der einzigen Absicht ihrer Reise gemäß war: so machten sie sich bereits reisefertig, als unvermuthet eine Nachricht einlief, die sie den Rückweg zu ergreifen nöthigte. Der P. Nicolaus Viel bekam, nach einem zweyjährigen Aufenthalte unter den Huronen, Lust, nach Quebec zu gehen, und daselbst einige Zeit in der Einsamkeit hinzubringen, fuhr auch mit einigen Wilden ab, welche eben diese Reise vorhatten, und ihm einen Platz in ihrem Kahne anbothen. Allein, sie nahmen den gewöhnlichen Weg nicht, sondern liefen in den sogenannten Wiesenfluß, das ist, in die Durchfahrt zwischen der Montreal- und Jesusinsel. Mitten in der Durchfahrt ist ein Wasserfall, darüber die Wilden, anstatt auszusteigen, mit ihrem Fahrzeuge herabsetzen wollten. Allein, es mag nun mit Vorsage oder aus Unvorsichtigkeit geschehen seyn, so schlug der Nachen doch um; und der P. Viel kam nebst einem jungen Neubekehrten ums Leben. Seit dieser Begebenheit heißet man diesen Wasserfall den Barsüßersprung. Indem nun alle Huronen glücklich davon kamen, und, wie man saget, einige von ihnen dem Missionario nicht günstig gewesen waren: so hatte man starken Verdacht, es sey mit diesem Schiffbruche nicht richtig zugegangen, absonderlich weil die Wilden sich das Beste von des Paters Geräthschaft zu eigneten. Bey dieser Ungewißheit rieth jedermann den Jesuiten, ihre Reise für dieses mal einzustellen.

In folgendem Jahre kamen drey Jesuiten, Namens Philibert Noyrrot, Anna de Nove und ein Bruder, nach Quebec. Sie hatten ein kleines Fahrzeug gemiethet, und allerley Handwerksleute darauf eingeschiffet. Diese Verstärkung brachte Quebec den Namen einer Stadt zuwege, indem sie bisher nur für einen bloßen Wohnplatz ausgegeben wurde, in der That auch nichts anders war. Die Erfahrung des P. Enemond Masse seine

d) Vorist steht das große Hospital auf derselbigen Stelle.



seine Geschicklichkeit zu neuen Einrichtungen, davon er nach des Champlains und Escarbots Berichte schon zu Königshafen wichtige Proben abgelegt hatte, trug viel dazu bey. Doch, sowohl er, als seine Gefährten, fanden am Lorenzflusse gar bald eben die Widerfestigkeit, als ehemals in Acadia, und eben die Umstände, welche den Verlust nurbesagter Landschaft verursacht hatten. Als der Herr von Ventadour von einigen katholischen Einwohnern zu Quebec Nachricht erhielt, wie schlecht Wilhelm von Caen den Patribus begegnete: so ließ er ein Schreiben an ihn abgehen, das ihm gewaltig wehe that, und auf den Argwohn brachte, es rühre der empfangene Verweis von eben denjenigen her, die über ihn klageten, damit ließ er es ihnen wieder empfinden.

1626.

Auf der andern Seite lebete man wegen der Wilden in beständiger Sorge. Sie hatten abermals einige Franzosen ermorder. Weil man nun zu schwach war, sich dafür zu rächen: so wurden sie desto verwegener, und war in einer kleinen Entfernung von den Wohnplätzen kein Mensch seines Lebens mehr sicher. Also war der Zustand zu Quebec beschaffen, als Herr Champlain im Jahre 1627 wieder dahin kam. Man hatte in seiner Abwesenheit den Häuserbau nicht weiter fortgesetzt, ja es waren auch die urbar gemachten Felder meistens unbeeisert geblieben. Die Handlungsgeossen der Herren von Caen dachten nur an ihren Pelztausch, und die Gemüther geriethen wegen der Religion in beständig größere Erbitterung gegeneinander. Eine eifrige Vorstellung aller dieser Umstände brachte den Cardinal Richelieu zu dem Entschlusse, die neufranzösische Handlung in andere Hände zu geben, und zu diesem Ende eine Gesellschaft von hundert Personen zu errichten, dazu man ihm einen Entwurf vorgeleget hatte.

Schlechter Zustand der Pflanzstadt. 1627.

Dieser Entwurf war vortreflich ausgedenkt. Ja, ich getraue mir zu behaupten, Neufrankreich würde heutiges Tages die allermächtigste Colonie in America seyn, wosern die Ausführung mit der Gründlichkeit des Vorschlages übereingestimmt, oder die Gesellschaft sich die günstige Gesinnung des Königes und seines Ministers gegen sie gehörig zu Nutzen gemacht hätte. Die Bittschrift, welche dem Cardinale von den Herren Roquesmont, Houel, Lattagnant, Dablon, du Chesne und Castillon überreicht wurde, war folgenden Inhaltes: 1. Die Gesellschaft wolle gleich im folgenden Jahre 1628 von jedwedem Handwerke zwey bis drey Personen nach Neufrankreich schaffen, und die Anzahl der Einwohner noch vor dem Jahre 1643 bis auf sechzehn tausend Köpfe vermehren, sie drey Jahre lang mit Kost, Wohnung und aller übrigen Nothdurft, sodann aber mit Saatkorne, und so vielem Baufelde, als zu ihrer Unterhaltung nöthig falle, versorgen. 2. Alle Einwohner sollten geborne Franzosen, katholischer Religion seyn, und wolle man darauf sehen, daß kein Ausländer noch Reformirter sich einschleichen könne. 3. In jedwedem Wohnplatze sollten wenigstens drey Priester seyn, welche die Gesellschaft sowohl für ihre Person, als in Absicht auf ihr Amt, funfzehn Jahre lang in allem und jedem freyhalten wolle, wornach sie von den urbar gemachten Feldern, die man ihnen anweisen werde, leben könnten.

Gesellschaft der hundert Mitglieder.

Um die Gesellschaft für diesen gewaltigen Aufwand schadlos zu halten, überließ der König der Gesellschaft auf ewig die Schanze und den Wohnplatz Quebec, die ganze Landschaft Neufrankreich, nebst Florida, dahin die Vorfahren Seiner Majestät Einwohner geschickt hatten; den ganzen Strom des großen Flusses, nebst den kleinen, die sich in ihn ergießen, oder innerhalb des besagten Landstriches in die See fallen; ferner alle Inseln, Häfen, Rheden, Bergwerke, doch nach Maafgebung der Reichsgesetze, imgleichen den Fisch-



1627.

fang u. s. w. indem Seine Majestät sich nichts vorbehalten, als die Landesherrlichkeit, nebst einer goldenen Krone acht Mark schwer, so oft ein anderer König zur Regierung gelangt, imgleichen die Einsetzung der Räte von der obersten Gerichts- und Appellationskammer, welche jedoch, wenn dergleichen Gerichte im Lande anzulegen nöthig seyn wird, von der Gesellschaft ernennet, und Seiner Majestät vorgestellt werden sollen. Auch hat die Gesellschaft Macht und Gewalt, grobes Geschüz zu gießen, Festungen und Städte anzulegen, alle Gattungen von Gewehr und Waffen zu schmieden, und überhaupt alles, was zur Sicherheit des Landes und zu Aufrechthaltung des Handels dienlich seyn mag, vorzunehmen.

2. Verwilliget Seine Majestät ihr das Recht, so viele Ländereyen, als es ihr dienlich scheinen möchte, an andere Personen wegzugeben, auch solche Titel, Würden, Rechte und Gerechtigkeiten damit zu verknüpfen, als sie in Ansehung der Geburt, des Standes und der Verdienste besagter Personen für gut ansieht, auch unter solchem Bedinge, Vorbehalte und Leistung, als ihr beliebt. Doch solle man auf den Fall, da Herzogthümer, Marquisate, Graf- oder Herrschaften errichtet würden, königliche Bestätigungsbriefe nehmen, und sich dießfalls an den Cardinal von Richelieu, Grandmaitre, Chef und Surintendanten der französischen Handlung und Schifffahrt, wenden.

3. Damit die Mitglieder der Gesellschaft alles, was ihnen bewilliget worden, ruhig und ungehindert genießen mögen, so wiederrief Seine Majestät alle Gnaden- und Freyheitsbriefe, die Sie in Absicht auf besagte Landschaften, Seehäfen oder Städte derselbigen, jemanden ertheilet haben möchten, verwilligte der Gesellschaft auf ewig die Handlung mit Leder, Fellen und Pelzwerke, imgleichen, doch nur auf funfzehn Jahre, nämlich vom 1 Jänner 1628 bis den letzten Christmonat 1643 jedwede Handlung, welche in dem Bezirke des besagten Landes zu Wasser und Lande, auf einige Weise getrieben, auch so weit als dieselbige ausgebreitet werden könnte: doch mit Ausnahme des Wallfisch- und Stockfischfanges, als welcher allen Unterthanen Seiner Majestät frey bleiben solle. Seine Majestät wiederriefen alle diesem zuwiderlaufende Begünstigungen, absonderlich, die dem Wilhelm von Caen zugestandenen Artikel, untersageten auch für die isbenannte Zeit die vorhin gefreneete Handlung, so wohl dem nurbesagten Wilhelm Caen und dessen Mitgenossen, als auch jedermann, bey Strafe, Schiff und Gut, welches der Gesellschaft heimfallen solle, zu verlieren, auch ohne daß der Herr Cardinal von Richelieu an jemanden, er sey wer er wolle, Erlaubniß, Paß, oder Freybrief für die obbenannte Orte ertheilen könne.

4. Gleichwohl wollte der König, es sollte denen Franzosen, die an besagten Orten anäßig wären, und von der Gesellschaft weder Kost noch Lohn bekämen, frey stehen, ungehindert Verkehr mit den Wilden zu treiben, doch mit dem Bedinge, die eingetauschten Biberbälge, bey Strafe derselbigen verlustig zu seyn, an sonst niemanden als die Factore der Gesellschaft zu verkaufen, und zwar das Stück, wenn es gut und unverdorben ist, für vierzig Sols tournois.

5. Versprach der König der Gesellschaft zwey Kriegeschiffe, jedwedes von zwey bis dreyhundert Tonnen, doch ohne Vorrath, zu schenken. Siengen diese Schiffe durch irgend einen Zufall zu Grunde: so müßte die Gesellschaft andere an ihre Stelle schaffen, nur ausgenommen den einzigen Fall, wenn sie in einem offenbaren Kriege, von den Feinden Seiner Majestät weggenommen würden.

6. Sollte die Gesellschaft in den ersten zehn Jahren nicht bis funfzehnhundert Franzosen von einem und dem andern Geschlechte ins Land bringen, so solle sie Seiner Majestät die Summe, dafür man den Aufwand beyder Kriegeschiffe schätzen würde, ersetzen. Würde sie die nur besagte Anzahl auch in den fünf folgenden Jahren nicht dahin schaffen: so sollte sie, ausgenommen den Fall, wenn die Schiffe

weg



weggenommen worden wären, nicht nur besagte Ersetzung thun, sondern auch der Handlung, die ihr die vorhergehende Artikel zustehen, verlustig seyn. 7. Der König erlaube ihr, besagte Kriegeschiffe mit solchen Hauptleuten, Soldaten oder Matrosen, als ihr gut dünket, zu besetzen; nur sollen die von ihr ernannten Hauptleute ihre Vollmachten oder Bestallungsbrieife von Seiner Majestät empfangen, gleichwie auch die Befehlshaber der bereits erbaueten oder künftig noch zu erbauenden Städte und Festungen thun sollen. Was die übrigen Schiffe, welche die Gesellschaft unterhalten will, betrifft, so kann sie, wie gewöhnlich, solche Personen, als ihr beliebet, darüber setzen. Ueber dieses schenkte Seine Majestät ihr die vier Feldschlangen, welche man ehemals der molukischen Handelsgesellschaft zugestanden hatte.

Doch, Seine Majestät ließen es bey dieser gnädigen Verfügung nicht bewenden, sondern sie erklärten zur Aufmunterung ihrer Unterthanen, damit sie nach Neufrankreich ziehen, und daselbst allerley Gewerke errichten möchten, 1. daß alle Handwerker-genossen, welche die Gesellschaft ins Land bringe, wenn sie ihr Handwerk sechs Jahre lang daselbst trieben, sodann aber nach Frankreich zurück giengen, und eine Bescheinigung wegen ihrer geleisteten Dienste mitbrächten, Meister seyn, und die Freyheit haben sollten, sowohl zu Paris als in andern Städten offene Läden zu haben, und sollte zu diesem Ende, so oft welche eingeschiffet würden, ein Verzeichniß ihrer Namen in der Admiraltätsregistratur beygelegt werden. 2. Weil alle aus besagtem Lande kommende Waaren, von was für einer Gattung sie seyn mögen, absonderlich die durch Kunst verfertigten, von dem Fleiße der Franzosen herrühren: so sollen sie funfzehn Jahre lang von aller Auflage und Abgabe befreyet seyn, auch so gar wenn sie nach Frankreich gebracht und daselbst verkauft werden. Gleichfalls sollen alle Mund- und Kriegesbedürfnisse, auch andere zur Ausrüstung der Schiffe, die man nach Neufrankreich abschicket, nöthige Sachen, besagte funfzehn Jahre lang der vorhin erwähnten Freyheit und Ausnahme genießen. 3. Es sollte allen Personen, sie seyen geistlichen Standes, Edelleute, Kriegesbeamte, oder andern, erlaubet seyn, ohne Abbruch des geringsten mit ihrem Stande verknüpften Vorzuges in besagte Gesellschaft zu treten. Auch sollten die in der Gesellschaft befindlichen, wosern es ihnen beliebig, diejenigen, die sich angeben, dazu annehmen können. Sollten einige vorkommen, welche keine Edelleute von Geburt wären, so wolle Seine Majestät zwölfe in den Adelsstand erheben. Diese sollten nicht nur von nun an, alle mit dem Adel verknüpfte Vorrechte genießen, sondern dieselbigen auch auf ihre bereits erzeugten Kinder, oder die sie künftig in rechtmäßiger Ehe erzeugen würden, fortpflanzen. Seine Majestät wolle zu diesem Ende der Gesellschaft zwölfe unterschriebene, bestegelte und bis auf die Namen völlig ausgefertigte Adelsbrieife zustellen lassen, und sollte der Cardinal Grandmaitre, besagte Brieife an die von der Gesellschaft dargestellten Personen austheilen. 4. Sowohl die Nachkömmlinge der Franzosen, die sich in besagten Landschaften häuslich niederlassen, als auch die Wilden, welche den christlichen Glauben annehmen, sollen als geborne Franzosen geachtet werden, und ohne weitere Erklärungs- oder Naturalisationsbrieife zu bedürfen, die Macht haben, als solche, wenn es ihnen beliebet, in Frankreich zu wohnen, Güter und Erbschaften an sich zu bringen, Testamente zu machen, Schenkungen und Vermächtnisse anzunehmen, nicht anders als wahre Einwohner des Königreiches und geborne Franzosen zu thun Macht haben.



1627.

Endlich versprach der König, wofern irgend die Erfüllung der obigen Artikel, durch einigen einheimischen oder ausländischen Krieg verhindert werden sollte, daß alsdann Seine Majestät der Gesellschaft einen Aufschub auf so lange Zeit ertheilen wolle, als man in seinem Staatsrathe für gut erachten werde. Ingleichen wolle Sie, zu Bewerkstelligung des obenstehenden, die nöthigen Befehle an die Behörde ergehen lassen, auch auf den Fall, da die Gültigkeit derselbigen angefochten werden sollte, die Untersuchung sich selbst vorbehalten haben. Den Beschluß machte Ludwig der XIII damit, daß bedürftenden Falles, auf Ansuchen der Gesellschaft die obigen Artikel, erläutert, erweitert, oder auch mit neuen vermehret werden sollten. Auch könne die Gesellschaft solche Innungsartikel, und Verordnungen abfassen, als ihr zum Besten der Gesellschaft erspriesslich dünketen. Würden besagte Artikel und Ordnungen von Seiner Gnaden, dem Grandmaitre, welchen Seine Majestät hierzu absonderlich bevollmächtigt, gut geheissen, und an gehörigem Orte registriret: so sollten sie alle folgende Zeiten nach ihrem ganzen Inhalte, sowohl von den Mitgliedern der Gesellschaft, als von den gegenwärtigen oder zukünftigen Einwohnern Neu-Frankreichs, beobachtet werden.

Diese Artikel wurden den 19ten April des 1627 Jahres, sowohl von dem Cardinale von Richelieu, als von denen, welche den Entwurf dazu überreicht hatten, unterschrieben. Der König bestätigte sie durch ein Edict, das im Maymonate im Lager vor Rochelle ausgefertigt wurde, und den von mir beigebrachten kurzen Inhalt, auf das ausführlichste erklärt. Hierauf legete der Herzog von Ventadour sein Amt als Unterkönig in die Hände des Königes nieder. Die Gesellschaft nahm den Namen der Neufranzösischen an, und wuchs in kurzer Zeit auf siebenhundert Mitglieder an, darunter der Cardinal von Richelieu und der Surintendant der Finanzen, Marschall von Desiat, die Häupter waren. Der Ritter von Razilli, der Herr von Champlain, der Abt de la Magdeleine, und viele andere Vornehme traten dazu; der Rest bestand aus reichen und erfahrenen Kaufleuten, und aus den angesehensten Bürgern von Paris, und einigen Handelsstädten. Mit einem Worte, jedermann hoffete, da Neufrankreich eine so mächtige Gesellschaft zum Rückenhalter habe, so werde dieses Land künftig der Vorforge des Ministers auf eine ganz besondere Weise genießen.

Feindseligkeiten der Engländer.

1628.

Gleichwohl ereignete sich, gleich bey Errichtung der Gesellschaft, eine sehr schlimme Vorbedeutung. Denn die Engländer nahmen gleich die allerersten Schiffe, die sie nach America schickete, weg. Zwar lebten beyde Kronen im Frieden mit einander: allein die Engländer nahmen die Belagerung der Stadt Rochelle zu einem Vorwande, Feindseligkeiten gegen Frankreich auszuüben. Im folgenden Jahre kam David Kerk, ein geborner Franzose aus Dieppe gebürtig, der aber reformirt und nach England entflohen war, mit einem Geschwader bis nach Tadussac, und argwohnete man, es habe ihn Wilhelm von Caen, um sich wegen seines verlorren Handlungsvorrechtes zu rächen, dazu angereizet. Von hier schickete er eine Partey nach dem Vorgebirge Tourmente, welche die Häuser wegbrennete, und das Vieh wegstrieb; sodann aber vor Quebec rückete, und die Schanze aufforderte.

Quebec soll sich ihnen ergeben.

In selbiger war eben Herr Champlain nebst Pontgrave zugegen, welcher letztere, um einige Angelegenheiten des Herrn de Monts und seiner Mitgenossen zu betreiben, vor kurzer Zeit aus Frankreich angelanget war. Nach vorläufiger Berathschlagung mit den vornehmsten Einwohnern, beschloß man, sich zu wehren; und Champlain ertheilte dem engli-



schen Hauptmanne eine dermaßen trogige Antwort, daß er seines Weges gieng. Gleichwohl hatte keine Person in der Stadt des Tages mehr, als sieben Unzen Brodt, zu verzehren, und der ganze Pulvorrath bestand aus fünf Pfunden. Ohne Zweifel wußte Kertk nichts von diesem elenden Zustande; nebstdem hoffete er, mit dem Geschwader, das die Gesellschaft ausgerüstet, und dem Herrn von Roquemont, einem ihrer Mitglieder anvertrauet hatte, leichter fertig zu werden. Es sollte viele Haushaltungen nebst einer Menge Lebensmittel und anderer Bedürfnisse nach Quebec führen: allein, Wilhelm von Caen hatte dem Kertke von der Abfahrt Nachricht gegeben.

1628.

Unterdessen rührete des Herrn von Roquemonts Unglück vielmehr von seiner eigenen Unbesonnenheit her, als von der Verrätherey des besagten Kertke. Er hatte bey seiner Ankunft auf der Rbede von Gaspe, dem Herrn Champlain durch eine Barke von der Verstärkung, die er ihm zuführete, Nachricht ertheilet, zugleich auch ein königliches Schreiben überschicket, darinnen derselbige zum Statthalter über ganz Neu-Frankreich erhoben, und ein Verzeichniß aller den Herren von Caen zuständigen Güter zu verfertigen, befehliget wurde. Wenige Tage hernach, erfuhr Roquemont, Kertk sey in der Nähe. Sogleich lichtete er die Anker und suchete ihn auf, ohne zu erwägen, daß seine Schiffe mit Waaren vollgepfropfet, folglich zum Schlagen schlecht geschickt wären, und daß mit ihrem Verluste auch alle Hoffnung der aufkeimenden Pflanzstadt verloren gehe. Er fand die Engländer ohne mühsames Suchen, und schlug sich tapfer mit ihnen herum. Allein, weil seine Schiffe nicht nur schwächer, sondern auch zum Wenden nicht so geschickt, als des Kertks seine waren: so wurden sie bald mastlos geschossen, und zum Ergeben genöthiget. Dergestalt verursachete die Barke eine Freude von ziemlich kurzer Dauer zu Quebec, und half, wie Herr Champlain in seiner Nachricht schreibt, weiter zu nichts, als daß seine Erbsen desto geschwinder aufgezehret wurden.

Die Engländer nehmen ein französ. Geschwader weg.

Die Erndte fiel sehr mäßig aus: doch verschaffete sie nebst dem Aalfange, und einigen Glendthieren, die man von den Wilden bekam, sowohl der Stadt, als den Wohnplätzen ein Paar Monate lang nothdürftige Lebensmittel. Aber als dieses alles verzehret war: so wurde der Hunger heftiger, als vorhin. Noch einen einzigen Trost hatte man. Es war der Jesuiten Superior Philibert Noyrot, nebst dem Pater Karl Lallemant, um Hülfe aufzutreiben, nach Frankreich abgereiset: sie hatten auch vermittelst der Freygebigkeit ihrer guten Freunde ein Fahrzeug gemiethet, und mit Lebensmitteln befrachtet. Sie schiffeten sich auch selbst, mit dem Pater Alexander von Vieurpont, und einem Bruder, Namens Ludwig Malot, darauf ein. Es kam aber dieses Fahrzeug nicht nach Quebec. Ein heftiger Südost warf es an die acadische Küste, wo es scheiterte, und Noyrot nebst dem Bruder Malot das Leben verlor. Hierauf begab sich der Pater Vieurpont nach Cap Breton zum Pater Dimond. Der Pater Lallemant bestieg ein biscaynisches Schiff, und wollte die Nachricht von diesem Unglücke nach Frankreich bringen, litt bey St. Sebastian abermals Schiffbruch, und kam abermals glücklich davon.

Nothstand des Herrn Champlains.

1629.

Gleichwohl hatte der Statthalter noch eine größere Ursache zur Bekümmerniß, als das Hungerleiden seiner Franzosen. Seit der Engländer Ankunft zeigten die Wilden ein sehr gehäßiges Gemüth gegen sie; und es ist auch nicht zu leugnen, daß man Ursache dazu gegeben hatte. Die Einwohner von Quebec waren nicht alle eines Schlages; die Hugonotten, welche der Herr von Caen mitgebracht hatte, erzeigten der rechtmäßigen Obrigkeit



1629.

keit keinen sonderlichen Gehorsam, und der Herr Champlain konnte mit aller seiner Standhaftigkeit, doch nicht alle Unordnungen dieser der Regierung gehässigen Leute verhüten.

Bei diesem schlechten Zustande, erachtete der Statthalter auf den Fall, wenn man nicht zu rechter Zeit Hülfe erhalten sollte, für das Beste, die Iroquesen zu bekriegen, und auf ihre Kosten zu leben. Nun fehlte es zwar an einer rechtmäßigen Ursache hierzu nicht; denn sie hatten erst kürzlich wieder Feindseligkeiten ausgeübt: allein, es fehlte an Pulver, und konnte man, als der Ausbruch geschehen sollte, nicht das geringste aufstreuen. Man mußte also zu Quebec bleiben, und Hunger leiden, oder wie wilde Thiere im Walde herum laufen und Wurzeln suchen. Dergestalt hoffeten die hundert Personen, daraus die ganze Zahl der Einwohner bestand, auf keine erwünschtere Zeitungen, als entweder es wären Schiffe aus Frankreich angelanget, oder es wären die Engländer wieder da, und wollten sie alle mit einander gefangen nehmen.

Quebec wird
von neuem
aufgefordert.

Das letztere geschah zu Ende des Heumonates, das ist ein Vierteljahr, nachdem alle Lebensmittel aufgezehret waren. Als Herr Champlain hörte, man erblicke englische Schiffe hinter der Levisspise: so hielt er sie so gleich für des Kerk's Geschwader, und nicht sowohl für Feinde, als für seine Befreyer und Erlöser aus der Gefahr, mit allen seinen Amts befohlenen Hungers zu sterben. Nach Verlaufe weniger Stunden erschien eine Schaluppe mit einer weißen Flagge, und hielt mitten in der Rhede stille, um gleichsam Erlaubniß zum Nähern zu verlangen. Diese ertheilte man durch Aufsteckung einer gleichen Flagge unverzüglich, wornach der engländische Officier ans Land stieg, und dem Statthalter ein sehr höfliches Aufforderungsschreiben von des Admiral David Kerk's beyden Brüdern, Ludwig und Thomas, überreichte. Einer davon war Befehlshaber des ganzen Geschwaders, davon der größte Theil zu Tadussac lag; der andere sollte künftig das Oberhaupt von Quebec seyn.

Sie meldeten, es wäre ihnen der elende Zustand des Ortes zwar nicht unbekannt: es solle ihm aber, wenn er die Schanze übergeben wolle, frey stehen, die Bedingungen selbst aufzusetzen. Die Ursache, warum die Engländer den Zustand von Quebec so genau wußten, war diese, weil ihnen der Herr Boule, des Champlains Schwager und Statthalter, als er nach Frankreich reisen und um schleunigen Beystand anhalten wollte, in die Hände gefallen war, und weil sie den Matrosen die Ursache seiner Reise mit guter Art abgeforschet hatten.

Bedingungen
der Uebergabe.

Der Statthalter nahm das Erbietten an, und verlangete folgende Bedingungen. 1) Sollten die Herren Kerk's vor allen Dingen ihre Bestallungsbriefe vom Könige von England und die Vollmacht von ihrem Bruder David aufzeigen. 2) Sie sollten ihm ein Schiff geben, darauf er mit allen Franzosen, keinen einzigen, auch zwey ihm zugehörige wilde Mägdchen nicht ausgenommen, nach Frankreich fahren könnte. 3) Die Kriegesleute sollten mit ihrem Gewehre und ihrer Habseligkeit, soviel sie mitzunehmen vermöchten, ausziehen. 4) Das Schiff sollte mit allem Tau- und Segelwerke, auch mit Lebensmitteln versorget seyn. Den Werth wollte man mit Pelzwerke bezahlen, und den Eigenthümern solle erlaubt seyn, das übrige mit sich zu nehmen. 5) Niemand sollte gekränkt noch einige Gewalt ausgeübt werden. 6) Das Schiff sollte drey Tage nach der Franzosen Ankunft zu Tadussac übergeben, und die Franzosen zu ihrer Reise dahin mit Barken versorget werden.

Das Hauptwerk fand wenig Schwierigkeiten. Ludwig Kerk gab zur Antwort, sein Bruder Thomas habe die Bestallung und Vollmacht bey sich zu Tadussac, und werde sie dem

dem



dem Statthalter bey seiner Ankunft zeigen. Das Schiff wolte man gern hergeben. Wäre es für sie alle nicht groß genug: so wolte man die übrigen auf das Geschwader nehmen, wohl halten, und nach ihrer Ankunft in England, unverzüglich nach Frankreich abschicken. Der Punet, die wilden Mägden betreffend, wurde endlich ebenfalls verwilliget. Die Officier könnten mit Gewehren und Geräthe, ja, überhaupt mit allem, was sie hätten, ausziehen; die Soldaten mit Gewehre, Kleidung und einem Diebermantel; die Mönche mit ihren Büchern, das übrige soll dableiben. Champlain war froh, daß man ihm nur dieses verwilligte, und verlangete gar nicht, auf das übrige zu dringen.

Den folgenden Tag, den 20sten des Brachmonates, legete Kertke mit seinen drey Schiffen auf der Rhede vor Anker. Das größte führte hundert Tonnen und zehn Stücke. Die übrigen waren Patachen von fünfzig Tonnen und sechs Stücken. Er stellte auf des Statthalters Bitte eine Schildwache vor die Capelle, ließ auch den Klöstern kein Leid widerfahren, und nahm hernach von der Schanze und dem Vorrathshause Besitz. Die Schlüssel des letztern übergab er einem von Amiens gebürtigen Franzosen, Namens le Baillif, welcher nebst dreyn andern, nämlich Sebastian Brule aus Champigni, Nicolaus Marsollet aus Rouen, und Peter Rave aus Paris, bey dem Feinde diente. Der letzte war der ärgste Bösewicht, den man finden kann, und überhaupt verlangete niemand, uns Verdruß zu machen, als diese drey Verräther. Herr Champlain durfte in seinem Hause bleiben, sich Messe lesen lassen, und bekam ein Verzeichniß von allem, was sich in der Schanze befand, mit des Kertke eigener Unterschrift.

Kertke that allen, welche urbar gemachte Felder besaßen, sehr vortheilhafte Vorschläge, wenn sie im Lande blieben; ja, er versprach, sie nach Frankreich zu schaffen, wenn es ihnen nach Verlaufe eines Jahres nicht mehr da gefiele. Weil nun sein Verfahren ihm viele Hochachtung erworben hatte, und über dieses die meisten ihr Brodt zu Hause hätten erbetteln müssen: so blieben sie beynah alle mit einander da. Nur stellte ihnen Champlain vor, wenn der König binnen Jahr und Tagen Canada nicht wieder eroberte, so thäten sie unrecht, länger ungebeichtet zu bleiben; sondern sie müßten das Heil ihrer Seelen lieber haben, als alle Schätze der Welt.

Als alles richtig, und Thomas Kertke zu seinem Bruder gekommen war: so reifete Champlain mit ihnen nach Tadussac, woselbst der Admiral David seit einigen Tagen sich befand. Beynabe hätten auf dieser Reise die Sieger und die Besiegte ihren Zustand mit einander verwechselt. Thomas Kertke lief mit seinem Schiffe, das den Herrn Champlain am Borde hatte, voraus, und begegnete dem Nicolaus Caen, der nach Quebec wolte, und von allem vorgegangenen nicht das geringste wußte. Sie geriethen so gleich an einander, und der Engländer wäre fast weggenommen worden. Allein, als Caen, um die Engländer zur Uebergabe zu ermahnen, ausrief: Quartier! so verstand Kertke unrecht, und rief dagegen, gut Quartier! damit sank den Franzosen der Muth. Zwar Caen wolte noch eines wagen: allein, Herr Champlain ließ sich sehen, und rieth ihm, lieber auf gute Ergebungspuncte zu gebenken, indem die Patachen mit vollen Segeln herbey rücketen.

Hätten alle Franzosen ihre Schuldigkeit gethan: so hätten sie das englische Schiff unstreitig erobert. Sie wären sodann mit dem Patachen leicht fertig geworden; und Ludwig Kertke hätte sich in Quebec eben so wenig lange halten können. Dem Thomas war wirklich so angst, daß er dem Champlain den Tod drohete, wenn er nicht machen würde, daß das Gefecht aufhörete. Allein, Champlain that es dennoch nicht, bis die Patachen in die Nähe kamen. Emery von Caen that als ein braver Mann: allein, seine Leute stunden

1629.

Gute Aufführung der Engländer.

Die meisten Einwohner bleiben im Lande.

Emery de Caen wird von den Engländern gefangen.



1629.

Ein französischer Reformirter giebt den Engländern zu diesem Unternehmen Anlaß.

den ihm nicht recht bey, vermuthlich, weil sie seines Glaubens waren, indem die Reformirten damals nicht gern gegen die Engländer fochten.

Man erfuhr nachgehends, daß ein eifriger Calvinist, Jacob Michel genannt, den englischen Admiral durch allerley gegebene Nachrichten zu dieser Unternehmung bewogen hatte. Der Verräther war mit dem Titel als Contreadmiral wirklich auf der Flotte. Daher kann es wohl seyn, daß einige den Caen nur deswegen im Verdachte eines heimlichen Verständnisses mit dem Feinde hatten, weil sie glaubeten, Michel habe alles auf seinen Befehl gethan. Uebrigens war das Geschwader bey weitem nicht so stark, als man es ausshrie: es bestund nur aus fünf Schiffen von drey bis vierhundert Tonnen, die zwar genug Mund- und Kriegesvorrath, aber wenig Leute am Borde hatten. Wäre Emery nur um acht Tage zeitiger angefanget: so hätte er Quebec mit lebensmitteln versorget, und Champlain hätte mit Gewalt nicht können bezwungen werden. David Kerk hatte noch ein anderes Glück. Weil nämlich wenige Tage nach seiner Abreise aus England der Frieden zwischen beyden Kronen erneuert wurde: so bekam der Ritter Kazilli, welcher Neu-Frankreich zu Hülfe kommen wollte, Gegenbefehl, und mußte dafür nach Marocco gehen. Ohne Zweifel gedachte der französische Hof, man werde englischer Seits dem Kerke alles weitere Unternehmen ebenfalls verbietthen: allein, er war einmal unter Segel, und dieses wußte man zu Paris nicht.

Ehe der Admiral nach England unter Segel gieng: so besah er vorher Quebec und lobete nach seiner Wiederankunft zu Quebec ihre Lage ungemein. Er sagete zu Champlain, wenn sie seiner Nation verbleibe, so solle sie bald in einem ganz andern Stande seyn, und es würden die Engländer manches, das die Franzosen nicht achteten, oder nicht einmal verstünden, sich zu Nuzen machen. Uebrigens war der Admiral bey weitem nicht so großmüthig, als sein Bruder; ja auch dieser blieb nicht, wie er gewesen war. Champlain mußte von allen beyden vieles vertragen, und die Jesuiten noch mehr.

Sein klägliches Ende.

Der Bösewicht Michel hatte ihnen weis gemacht, die ehrwürdigen Patres hätten nicht wenige Reichthümer zusammen gescharret. Als man nun nichts finden konnte: so wurden sie verdrüsslich über ihn. Die drey Brüder hatten bloß ihm den glücklichen Fortgang der ihigen und vorjährigen Unternehmung zu danken; denn sie waren eigentlich ehrliche Handelsleute, die bey ihrer Handlung etwas ansehnliches gewonnen hatten, vom Kriege aber das wenigste verstünden. Michel hingegen war ein Seemann und braver Soldat: bey dem Gefechte mit dem Herr Roquemont verhinderte er diesen am Entern; denn da wäre David Kerk, seiner Ueberlegenheit an Stücken ungeachtet, verloren gewesen. Er dienete seinen beyden Brüdern zum Wegweiser und Steuermanne; denn sie ihres Ortes kannten den Lorenfluß nicht, und hätten sich ohne ihn nie so weit gewaget. Nichts destoweniger entstand ein großer Widerwillen zwischen ihm und ihnen, es sey nun, daß er mit der Belohnung seiner Dienste nicht zufrieden war, oder, daß die Engländer über die schlechte Beute verdrüsslich wurden. Genug, er beschwerete sich ohne Scheu gewaltig über sie, absonderlich über den Admiral. Noch weit heftiger schrie er über die Jesuiten und Maloer: ja, er bekam vor übermäßiger Aergerniß etlichemal einen Anfall von Raserey.

Champlain ergriff die Gelegenheit seines Unwillens über die Engländer, und suchte ihn durch alle ersinnliche Vorstellungen zur katholischen Religion zu bewegen. Allein, erstlich war der Mann äußerst verstockt; zweyten verfiel er in gänzliche Raserey, und sodann in einen matten Schlaf, der fünf und dreyßig Stunden dauerte, und bey dessen Endigung



starb er. Man erzeigete der Leiche alle kriegerische Ehrenbezeugungen, und begrub sie mit allen bey der protestantischen Kirche üblichen Ceremonien. Aber als das Leichenbegängniß geendiget war: so dachte man nur ans Trinken, und die Engländer machten sich ungemein lustig.

1629.

Die noch übrige Zeit des Sommers verwendete der Admiral auf das Kalfatern seiner Schiffe, die es höchstnothwendig bedurften. Im Herbstmonate gieng er unter Segel, und den 20sten des Weinmonates warf er zu Plymouth Anker. Hier erfuhr er, beyde Kro- nen hätten sich verglichen. Er hatte es zum voraus gemuthmaßt; ja wie man vorgeben will, wußte er es schon vor der Eroberung Quebec, dachte aber, es ließe sich nach Beschaffenheit der Umstände die Unwissenheit vorschützen. Seine Schiffsrüstung hatte ihm viel gekostet, und er hoffete, in Neu-Frankreich weit mehr, als dieser Aufwand betrüge, zu finden. Allein, zum größten Erstaunen fand er nichts, als etwa hundert halbverhungerte Personen, denen man vor allen Dingen Brodt austheilen mußte, ein Magazin mit einem ziemlich schlechten Vorrathe von Vieberbägen, elende Häuser, und noch schlechteres Hausgeräthe. Demnach trug er von seiner Unternehmung keinen andern Vortheil davon, als daß er zum Bettler wurde, ohne daß es seinem Landesherrn das geringste half.

1630-31.

Schlechte
Nedlichkeit
des engländi-
schen Admira-
les.

Anfänglich schrie man am französischen Hofe gewaltig über diesen Ueberfall der Engländer nach bereits geschlossenem Vergleiche. Allein, die Sprache der Ehre beyseite gesetzt, so zweifelten viele daran, ob man mit Quebec in der That etwas verloren habe, und ob es der Mühe werth sey, die Wiedergabe zu verlangen. Sie sagten, die Witterung sey zu streng, der Aufwand größer, als der Ertrag, und die Bevölkerung eines so weitläufigen Landes werde das Königreich gewaltig schwächen; zum Beispiele bezogen sie sich auf Portugall und Spanien. Gleichwohl hätten nur besagte Reiche für die Verminderung ihrer Einwohner auf andere Weise etwas gewonnen: allein, frageten sie weiter, was haben denn wir seit funfzig Jahren für Schätze aus Canada geholet? Entweder vermag dieses Land uns keine Vortheile zu schaffen, oder die Franzosen haben kein Geschick zu dergleichen Unternehmungen. Und wozu haben wir denn dieses Land nöthig? Karl der V hatte ein weitläufiger Reich, als die alten römischen Kaiser, und konnte Frankreich dennoch nichts abnehmen; ja, es mislungen ihm gar oft, alles Goldes und Silbers in seinem Peru und Mexico ungeachtet, seine besten Unternehmungen aus bloßem Geldmangel. Wir wollen also lieber die Leute in Frankreich behalten, und die bequeme Lage unseres Vaterlandes zur Handlung wohl anwenden, so werden alle Schätze der Welt von selbst in unsere Häfen einlaufen.

Einige wollen
Quebec nicht
wieder haben.

Dagegen antworteten andere: die Witterung werde in Neu-Frankreich immer ge- linder werden, je stärker man das Land anbaue, die Luft sey gesund, der Boden frucht- bar, man könne sich mit mäßiger Arbeit alle Bequemlichkeiten des menschlichen Lebens verschaffen. Spanien und Portugall habe beyde Indien bevölkern wollen, als es durch die mohrischen Kriege selbst an Mannschaft erschöpft gewesen. Diesen Fehler müsse man nicht begehen; sondern jährlich nur wenige Haushaltungen dahin schicken, zum Beispiele, abgedankte Soldaten, und Mägdchen aus dem Zuchthause. Die Erfahrung zeige, daß die französischen Weibsbilder in America ungemein fruchtbar, die Kinder schön, gesund und stark wären, auch ohne Mühe aufwachsen. Der bloße Stockfischfang, welcher wenigen Aufwand erfordere, könne das ganze Königreich bereichern, nur müsse man ihn beständig machen, das ist die neuen Einwohner daran gewöhnen. Auch

Antwort dar-
auf: odam
im 1630er
Jahre

Allgem. Reisebesch. XIV Band.

Q.

würde



1630-31.

würde der Pelzhandel nicht wenig eintragen, nur müsse man die Dieber nicht auf einmal alle ausrotten. Die Wälder lieferten das beste Holz von der Welt zum Schiffbaue, und zum Beschlusse, so müsse man Quebec wieder haben; es möchte auch kosten, was es wollte, nur damit die Engländer in America nicht allzumächtig werden und ihre ohnedieß schon ansehnlichen Besigungen noch mit beyden Ufern des Lorenzflusses vergrößern möchten.

Champlains
Meinung.

Die Ursache, daß man seit so vielen Jahren schlechten Fortgang verspühret habe, schob Herr Champlain auf die Gesellschaften einzelner Kaufleute, welche die Sorge dieser Pflanzstadt über sich nahmen. Ich will seine eigenen Worte ohne den geringsten Zusatz wiederholen. „Wenn in einem Lande, wie dieses ist, eine Kaufmanns-
„gesellschaft den Beutel hat: so bezahlet sie, giebt hin und hilft, wenn es ihr gut
„dünkt. Um diejenigen, welche im Namen Seiner Majestät befehlen, bekümmert
„man sich wenig, weil ihnen kein Mensch an die Hand geht, als mit Gutbefinden
„der Gesellschaft, welche doch keinem Menschen gehäßiger ist, als denen Personen,
„welche der König absendet; sondern lieber wollte, daß kein Mensch wüßte noch sähe,
„was sie vornimmt, noch wie sie ihre Dinge treibt; denn sie suchet weiter nichts, als zusam-
„men zu scharren, so viel sie kann, und mag es zuletzt ablaufen, wie es will, wenn
„sie nur unterdessen ihren Beutel gespicket hat. Von Schanzen und Festungen wol-
„len diese Kaufleute nichts hören, als wenn die Gefahr vor der Thüre ist. Aber da
„ist es zu spät. So bald ich ein Wort vom Befestigen sprach: da kraseten sie hin-
„ter den Ohren und hingen die Mäuler. Ich mochte ihnen vorpredigen, wie ich
„wollte, was für Unglück daraus entstehen würde: so gieng es zu einem Ohre hin-
„ein, zum andern heraus, und das alles aus lauter Einbildung, so bald eine Schan-
„ze da wäre, würde man ihnen den Daumen aufs Auge halten. Mit dieser tollen
„Einbildung machten sie, daß uns ausplündern und todtschlagen konnte, wer da
„wollte. Zwar schrieb ich oft genug an die Staatsräthe, es müßte Ordnung gemacht
„werden: aber das machen geschah nie. Hätte Seine Majestät den Kaufleuten bloß
„den freyen Handel überlassen, und daß sie ihre Waarenlager und ihre Factore ha-
„ben möchten, über die andern Leute aber der königliche Statthalter in besagtem Lan-
„de völlige Macht und Gewalt hätte, sie zu gebrauchen, zu was er wollte; es sey nun
„zum Dienste Seiner Majestät, oder zum Befestigen und das Land anzubauen, da-
„mit man nicht irgends, wenn keine Schiffe ankämen, Hunger leiden möchte; wür-
„de, sage ich, das Werk also eingerichtet: so würde man in zehn Jahren weiter kom-
„men, als mit der bisherigen Einrichtung in dreißigen ..

Canada kömmt
wieder an
Frankreich.
1632.

Ogleich der größte Theil der Staatsräthe nicht glaubete, daß Frankreich einen sonderlichen Vortheil davon habe, wenn es Canada beyhalte: so fehlte es doch nicht an andern Gründen, welche Ludwig den XIII hiezu bewogen. Die Ehre und die Religion gaben sie an die Hand. Niemand stellte sie nachdrücklicher vor, als Champlain, welcher nicht nur ungemein andächtig, sondern auch ein guter Franzose war. Man fing demnach mit England, wegen der Wiederabtretung Quebees zu handeln an; man rüstete auch, um den Vorstellungen desto mehr Nachdruck zu geben, sechs Krieges-
schiffe aus, welche der Ritter Razilli führen sollte. Dieses wirkete so viel, daß der englische Hof, auf Zureden des Myslord Montaignu, dasjenige in der Güte hergab, was man ihm mit Gewalt abzwingen wollte. Der Vergleich wurde den 29sten des März-



Märzmonates im Jahre 1632 zu St. Germain en Laye unterschrieben, und Acadia nebst der Insel Cap Breton, oder dem vorist also genannten Königseylande, mit darunter begriffen.

1632.

Von unserer damaligen Einrichtung in nur besagter Insel war wenig Besens zu machen. Ja es bestund überhaupt alles, was wir in Neu-Frankreich besaßen, in nur erwähntem Orte, in der Schanze zu Quebec, dabey einige elende Häuser und Hütten stunden, in einem Paar Strohhütten auf der Insel Montreal, in ungefähr eben so vielen, die man zu Tadussac, auch sonst hin und wieder am Lorenzflusse, um des Fischfanges und Pelzhandels willen aufgerichtet hatte; ferner in einem angefangenen Wohnplaz bey den drey Flüssen, und im Schutte von Königshafen. In dem 1sterwähnten, sage ich, bestund damals ganz Neu-Frankreich, und zugleich die ganze Frucht von allen Entdeckungen des Verazani, Jacob Cartiers, Robervals, Champlains, von dem gewaltigen Aufwande des Marquis de la Roche, und des Herrn de Monts, und endlich von aller angewandten Mühe einer so großen Menge Franzosen, welche das Land weit und breit zu bevölkern im Stande gewesen wäre, wofern man sie nur recht angeführet hätte.

Damaliger Zustand Neu-Frankreichs.

Ohne Zweifel traten die Engländer Acadia nur deswegen so gutwillig wieder ab, weil sie noch keine Anstalt, sich daselbst fest zu setzen, gemacht hatten, und weil es zu weit von Neu-England entfernet lag. Denn es war ihnen hauptsächlich daran gelegen, vorher erst an diesem Orte fest zu sitzen, ehe sie weiter um sich griffen. Zwar habe ich oben erwähnt, der König von Großbritannien habe schon im Jahre 1621 alle uns abgenommene Länder dem Grafen Wilhelm Alexander von Sterlin, verliehen; auch ist wahr, daß der Graf gleich im folgenden Jahre einen Bevollmächtigten abschickete, der eine bequeme Stelle zu einem Wohnplaz aussuchen sollte. Allein, weil der Abgeordnete zu spät abreisete: so mußte er im Johannahafen auf Neuland überwintern. Nachgehends gieng er nach Acadia, besuchte den Schöpshafen, den er die Lucasbay nennete, ferner einen andern nur zwey Meilen davon entferneten, den er Schönhafen, oder Schwarzhafen hieß. Er verweilte aber nirgend; sondern gieng nach Neuland, und von da nach England zurück. Dieses ist, aus mir unbekanntten Ursachen, das einzige, was der Graf von Sterlin, in der Absicht dieses schöne Land zu nutzen, jemals unternahm.

Warum die Engländer Acadia nicht achteten.



Der
allgemeinen Geschichte
und Beschreibung
von Neu-Frankreich;

Fünftes Buch.

1632.

Als Canada durch den Vergleich zu S. Germain wieder an Frankreich abgetreten wurde: so versprach man auch, alle zu Quebec vorhandene Güter und Waaren, davon man ein Verzeichniß gemacht hatte, auszuantworten, gleichwie auch die beyderseits weggenommenen Schiffe, nebst ihrer Ladung, oder dem Werthe dafür, wiederzugeben. Indem nun die Herren von Caen den größten Vortheil von dieser Wiedererstattung hatten: so wurde Emery von Caen nach America abgeschicket, um dem Ludwig Kercke den Vergleich zu überbringen und auf seine Vollziehung zu dringen. Ja, der König beliebete, ihm zur Schadloshaltung für seinen bey dem Kriege erlittenen Verlust, den ganzen Pelzhandel auf ein Jahr zu erlauben. Er reisete also im April eben dieses Jahres 1632 nach Quebec ab. Nun übergab ihm zwar der englische Befehlshaber sofort die Schanze nebst allem, was ihm sonst gehöret hatte: allein, die Engländer trieben nicht nur dieses, sondern auch das folgende Jahr den Pelzhandel noch immer fort, und man hatte große Mühe, diesem Verkehre ein Ende zu machen, ungeachtet es in dem Vergleiche zu S. Germain den Großbritannischen Unterthanen ausdrücklich untersaget war.

1633.

Champlain
wird aber-
mals Statt-
halter.

In dem 1633 Jahre trat die neufranzösische Gesellschaft in alle ihre Gerechtsamen. Der Ritter von Razilli, eines ihrer vornehmsten Mitglieder, bekam das Eigenthum von Acadia, doch mit dem Bedinge, einen Anbau daselbst zu besorgen. Dieses nun that er zwar zu la Haive: allein, was er that, das bedeutete wenig, ungeachtet wegen der großen Bequemlichkeit dieses Hafens nichts leichter gewesen wäre, als eine solche Pflanzstadt an diesem Orte anzulegen, welche in kurzer Zeit, und mit geringem Aufwande, die ansehnlichsten Vortheile aus dieser großen Halbinsel verschaffet hätte. In eben diesem Jahre stellte die Gesellschaft, vermöge ihres erhaltenen Vorrechtes, dem Könige den Herrn Champlain, als Statthalter von Neufrankreich dar. Seine Majestät bestätigten ihn; und damit reisete er, in Gesellschaft der PP. Brebeuf und Lnemond Masse, mit einem Geschwader

